

DICHTUNGSRING 41

Zeitschrift für Literatur 2012

Einfach Kind sein



Impressum

Dichtungsring Nr. 41, 2012

Herausgeberin dieser Nummer

Layout, Satz

Druck

Gegründet 1981 von A. Knauth et al.

Susanne Schmincke, Koblenz

Barbara-Marie Mundt, Olhão, Portugal

Druckerei Gerhards GmbH,

In den Wiesen 22, 53227 Bonn

Redaktion und Autorengruppe

Bernd Beißel, Ulrich Bergmann, Werner Brand, Ines Hagemeyer, Alfons Knauth, Ingo Kottmayr, Thomas Krämer, Rita Kupfer, Monika Lamers, Barbara-Marie Mundt, Francisca Ricinski-Marienfeld, Theo Payk, Horst Saul, Susanne Schmincke, Renate Voswinkel, Gerd Willée, eje winter, Gisela Zimmer

© Copyright bei den Autoren

Im Internet unter

<http://www.dichtungsring-ev.de>

Die Texte des Heftes werden (außer bei Einspruch durch Autoren) auf der Homepage des Dichtungsring veröffentlicht

Thema der nächsten Ausgabe

Redaktionsadresse

Traumzeichen

Dichtungsring e.V., c/o Ulrich Bergmann

Rudolf-Stöcker-Weg 26, 53115 Bonn

E-mail: redaktion@dichtungsring-ev.de

Unveröffentlichte Manuskripte, möglichst digital, erbeten an die Redaktionsadresse. Bitte haben Sie Verständnis, dafür, dass wir kein Honorar zahlen können. Beachten Sie bitte die Hinweise für Autoren im Internet.

Preis dieser Ausgabe

9,00 Euro plus Versand

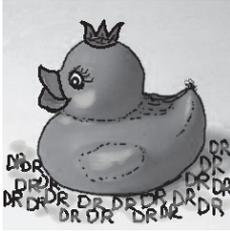
Bankverbindung

Sparkasse Köln Bonn

BLZ 370 501 98

Konto 145 014 437

ISSN 0724-6412



NTE

ditorial,

„einfach Kind sein“ erlaubt mir diese spielerische Überschrift, nehme ich doch Bezug auf das unzählige Angebot dieser Spezies im Badeentenfachhandel und den Spielzeugabteilungen. Die Ente steht hier symbolisch für das Verlangen des oft volljährigen Käufers nach der Freude, dem Spiel und der Erinnerung an kindliches Vergnügen. Das Entlein erinnert uns daran, dass es für ein glückliches Kindsein selbst im Erwachsenenalter nicht zu spät sein muss.

Wir alle tragen als unvermeidbare Gemeinsamkeit unsere Kindheit in uns, aus der ein Autor vor dem Computer sitzend das Schlimme, Freche, Anstrengende aus dem Hirn filtert, auch oft herauslassen muss.

Aber auch glückliche Momente der Liebe, Unbeschwertheit und Fantasie haben Einzug in diesen Dichtungsring gefunden. Zusätzlich bekamen wir viele Zusendungen, die in eine Kinder- oder Jugendausgabe gepasst hätten. Einige Texte entstanden gewiss im Erleben der eigenen Kinder.

Ich gebe gern meine Macke zu, Zeitschriften von hinten nach vorn zu lesen; bei dieser Ausgabe darf ich die Empfehlung abgeben, vorn zu beginnen, um im literarischen Teil augenzwinkernd mit der Frage zu enden, was unseren Planeten antreibt.

Apropos „antreiben“: Zukünftige Ausgaben des „Dichtungsring“ können nur entstehen, wenn Sie, liebe Leser und Autoren, egal, ob Sie jetzt eine Badeente ihr Eigentum nennen oder nicht, alle Hebel in Bewegung setzen, damit wir neue Abonnenten gewinnen!

Susanne Schmincke

Inhalt

Titelbild: Saza Schröder, ganz kleines Mädchen

Gerd Willée, Puppe von vorn

Impressum

Editorial

Sophie Lichtenstein	Aufbruch	11
Holger Benkel	Spielplatz	12
Eva-Maria Mayer-Flügge	Geschichte vom kleinen Mädchen	13
	Gedicht	14
Holger Benkel	Das Visiodrom träumt sich selbst	16
Franz Hofner	Kinderspiel	17
Johannes Tosin	Blumenkind	18
<i>Francisca Ricinski-Marienfeld</i>	<i>Von der Pfütze zum Meer (Fotocollage)</i>	20
<i>Francisca Ricinski-Marienfeld</i>	<i>Heimgekehrt (Fotocollage)</i>	21
<i>Fulvia Dietz</i>		
Ines Hagemeyer	Lektion 1	22
<i>Bernd Hagemeyer</i>	<i>niña bailando (Abb.)</i>	23
	<i>Himmel & Hölle I & II (Abb.)</i>	24
	<i>Himmel & Hölle III (Abb.)</i>	25
	<i>Himmel & Hölle IV (Abb.)</i>	26
Saza Schröder	Eisbach	27
	<i>Ach Kindheit – Püppi (Abb.)</i>	28
	Wassertage	29
Werner Brand	Kindsein – ein Erinnerungsfetzen	31
<i>Gerd Willée</i>	<i>Missbrauch (Abb.)</i>	32
Dirk Alt	Die Puppenbeerdigung	33
Horst Saul	Dem Tod von der Schuppe gesprungen	36
Theo Payk	kindheit	38
	als kind	38

Anke Wesemann	Ein Haar	39
Uwe Mackert	Dadumir Mythos	41
Steffen Roye	Das Perlmutterversteck	42
<i>Ronald Augusto</i>	<i>Laivos illuministas (Abb.)</i>	45
Ulrich Bergmann	Wasserspiele	46
Amir Shaheen	Grünes Sofa	52
	Vielleicht, Vauland, vielleicht	53
	Aufbruch	54
<i>Michael Flynn</i>	<i>Birth of the Miraculous Child (Porzellan)</i>	55
Martin Halotta	Schulwissen	56
<i>Reinhold Budde</i>	<i>Homer träumt (Abb.)</i>	59
eje winter	eine person geht weg	60
<i>Francisca Ricinski-Marienfeld</i>	<i>Die Wowiewarum-Schrifttafeln (Fotocollage)</i>	61
Steve Kußin	Der Denker	62
<i>Francisca Ricinski-Marienfeld</i>	<i>Stufe zum Atemholen (Fotocollage)</i>	63
<i>Fulvia Dietz</i>		
Gabriele Frings	Von den Füßen auf den Kopf – eine Hoffnung	64
	verschwiegener ort	65
Johann Michael Bauer	wozu noch lernen	66
	weisen	67
Milo Staben	Überfahrt	68
Geranaz Moussavi	An Wiegenliedes Statt	70
	Grünes Kleid	71
Uwe Mackert	Begegnung	72
Dominik Dombrowski	Eucharistie	73
Ingrid Leibhammer	Die Kokosnuss	74
Ines Hagemeyer	irreal	78
barbara-marie mundt	traum(a)	79
	Abzählreimrap	80
<i>Susanne Schmincke</i>	<i>Energy (Abb.)</i>	81
Dina Muric	Der Anfang (es ist zu spät)	82
Werner Weimar-Mazur	fußnote	84
Siegfried Mundt	Beste Mama!	85
Georg Walz	Farbe auf der Zunge	88

	Stirb im Lächeln der Kindersoldaten	89
<i>Michael Flynn</i>	<i>Forest edge (Abb.)</i>	90
Monika Lamers	Anhaltendes Störgeräusch	91
Bernd Beißel	Herbstdeiche	94
	In der letzten zeit	95
Susanne Schmincke	Kinderspielzeug	96
Franz Hofner	Männer im Kindbett	97
Bülent Kacan	Die Physik der Phantasie	100

Dichtungsringer unterwegs

Ulrich Bergmann	Bericht Documenta XIII	102
Gerd Willée	Arthur Schnitzler in G-Dur	107
Francisca Ricinski-Marienfeld	Gedächtnis des Steins	108
<i>Horst Saul</i>	<i>Kopf (Abb.)</i>	110
	<i>Frau (Abb.)</i>	111
	<i>Kopf (Abb.)</i>	112
	<i>sitzende Frau</i>	113

Leselust

Monika Lamers	Schlechte Tochter	116
eje winter	Zettelwirtschaft	119
Ines Hagemeyer	Dem Vergessen entreißen	121
Ulrich Bergmann	Wundprotokolle	123

Fragen an Dichtungsringer

Ines Hagemeyer		126
Monika Lamers		128
Theo Payk		130

Preis ausschreiben

Paul-Henri Campbell	Every summit's been beset	132
---------------------	---------------------------	-----

Autoren

Rückumschlag innen: Geranaz Moussavi, Elegie
außen: Gerd Willée, Puppe

Sophie Lichtenstein

Aufbruch

Und es wurde eine kleine Rebellion
Kroch mit Farben aus dem Mutterleib
Gereifte deistische Schöpfer
Machten es wie die Götter
Ein Vater, der den Samen streut
Eine Mutter, die ihn wachsen lässt
So wie er will, so wie er kann
Und eine kleine Expression
Kroch mit Farben aus dem Mutterleib
Malte mit rotem Lebenskleister
Mit der Farbe Bluterguss
Die Zerstörung ihrer alten Welt

Holger Benkel

SPIELPLATZ

das war meine arena die regentonne
das blech der abgrund das wasser die front
ein forum worin mein kopf sich senkte
wie sonst doch über den rand jetzt
gebeugt und selbst die welt bewegend
die ich gespiegelt sah in jeder regung
vereint mit ertrunkenen fliegen spinnen mücken
ein narr der sich die zeit vertrieb
verdarb mir niemand den spaß
der maskentänzer des waffenspiels
der virtuosen mit degen und geige
blieb erhalten die bühne
im wasser der unwirkliche moment
die einzige tiefe meiner kindheit

Eva Maria Mayer-Flügge

Geschichte vom kleinen Mädchen

Ein Märchen über die menschliche Wohnstatt

Es war einmal ein kleines Mädchen, das hatte einen großen Kummer. Der Kummer war so groß, dass er einen erstickte. Eines Tages beschloss das kleine Mädchen, von dem Kummer wegzugehen, und es ging in den Wald. Dort traf es auf eine Elfe. Sie saß auf einem Pilz und sagte zu dem Kind: „Kommst du mit mir? Ich zeige dir etwas Schönes.“ Das kleine Mädchen war neugierig und sagte: „Ja“.

"Du musst dich aber ganz klein machen. Den Weg, den ich dir zeige, können nur ganz kleine Menschen gehen." Die Elfe sah es erwartungsvoll an.

Das Kind nickte und schwupp war es kleiner als ein Käferchen und saß zusammen mit der Elfe in einem Blütenkelch. Die kleine Elfe nahm eines der Staubgefäße und schlug es leicht an ein Blütenblatt, bis es einen Klang von sich gab wie ein Gong.

Da öffnete sich eine Art Schleuse und sie rutschten innen den Blütenstengel hinunter, tiefer und tiefer. Es wurde nicht etwa finster, nein, es wurde heller, immer heller, bis sie in einem Saal landeten, ganz aus Gold. In dem wohnten Freude und Lachen. Man tanzte und musizierte und war fröhlich.

Sie wurden lebhaft begrüßt, und der Reigen wurde eröffnet.

Die Elfe nahm das kleine Mädchen lächelnd bei der Hand:

„Hier kannst du bleiben, so lange du willst und wie du es brauchst.“

„Ich danke dir“, sagte das Kind und blieb für die Weile eines Seufzers.

Eva Maria Mayer-Flügge

ich habe den tag zu ende gedacht
die nacht träumte ich weiter
mittendrin stand ich auf und
spazierte in meinen erinnerungen
rückwärts in der zeit schlug blatt
für blatt auf spielend ein kind
mit buntem zeug in seinen händen
tanzte zwischen wassertropfen
lachte weinte bis mein herz
sich zusammenzog als ich meine
hand nach dir ausstreckte und
ins leere griff.

das mondlicht schien auf den
zuende gedachten tag ich schritt
durch das licht und kam zu seinem
schatten dort verharrte ich und
sah auf den zuende gedachten tag
in ihm saß ein kind mit einem
messer im herzen und einem dolch
im gehirn es blutete nicht als
ich den anblick nicht mehr ertrug
verließ ich meinen schattenplatz
wohin sollte ich gehen? in einen
anderen traum? in einen neuen tag?

ich lief in einen anderen traum
in das innere eines berges und
holte zwei kristalle aus seinem
schoß dolch und messer zog ich
aus herz und hirn schloss die
wunden mit den kristallen und
barg das kind an meinem herzen
die ganze nacht.

Holger Benkel

DAS VISIODROM TRÄUMT SICH SELBST

ich stehe als kind mit drei jahren neben meiner mutter im fleischerladen und sehe an der wand blutige fleischstücke hängen, die violett schimmern. plötzlich zeige ich auf das fleisch und rufe: „da, ein mensch, ein mensch!“ meine mutter und einige der übrigen kunden versuchen, mich zu beruhigen. dem fleisch indes wachsen kopf und rumpf, arme und beine, hände und füße, augen, nase, mund und ohren. es zieht sich vorsichtig den fleischerhaken aus dem körper, hängt das metall ans gestänge zurück, steigt an der kachelwand hinab und hebt beschwörend die hände. unversehens wird die fleischerei dunkel und gleicht jetzt einem planetarium. und unter der gewölbten decke erscheinen leuchtende bilder und später schattenspiele von tieren und menschen in masken. ich erkenne bär, stier, adler, schwan, delphin und schlange und weiß momentan nicht, ob diese wesen wirklich im raum sind, oder ob ich sie bloß sehe. doch langsam verblassen die bilder wieder und parallel dazu schaltet sich, wie im theater zur pause und zum ende eines stückes, die deckenbeleuchtung ein. und die menschen in der fleischerei, die bis dahin erstarrt, aber vertieft, das geschehen betrachtet hatten, werden nach und nach in messer, scheren, zangen und pinzetten verwandelt. manche bleiben als putz und tapete an der wand kleben, woran sie eben noch lehnten. und wiederum andere tanzen als schrauben, nägel und scharniere am fußboden im kreise umher, wobei sie fortwährend gegeneinander stoßen und klirrende geräusche verursachen. meine mutter hält sich mit beiden händen zugleich augen, mund und ohren zu. die inkarnation aus fleisch hingegen ist verschwunden. und ich stehe einsam inmitten des raumes im neonlicht der fleischerei.

Franz Hofner

kinderspiel

gelungene jagd
rauch steigt auf
die lektion unterm brennglas
ein paar krümelchen
ausgelesene wesen

schwach das feuer der reue
auf stein geschabt angerieben
mit neuem wasser repariert
ein paar tröpfchen
tinte

viel kann es nicht geben
sommer
ein paar buchstaben nur
oder ameise
oder rauch

Johannes Tosin

Blumenkind

Warum fliegt ein Flugzeug? Es bewegt ja nicht die Flügel wie eine Libelle und fällt trotzdem nicht vom Himmel. Weißt du es, Lausbub, kleine Mädchen-Maus? Der Mann, der das Flugzeug baut, kann es dir sagen. Er ist gescheit und hat viel gelesen. Alles, was er fertigt, bewegt sich in der Luft, nur sein Haus nicht, das steht am Boden.

Kennst du freundliche Monster? Nein? Ich schon. Manchmal, wenn ich schlafe, kommen sie und flüstern mir etwas ins Ohr. Was du dir vorstellst, das gibt es auch. Und zwar für dich. Wenn du fest daran glaubst, dann ist es auch wahr. Die Idee, die du hast, ist niemals schlecht, denn du hast sie dir ja ausgedacht. Schlimm ist es, keine Ideen zu haben.

Auch dein Papa und deine Mama waren einmal klein. Dein Papa hat seinem Bären die Holzwolle aus dem Bauch geholt und dabei gelacht. Gewundert hat er sich, dass der Bär nicht wächst, so wie er. Später hat er mit seinen Freunden große Steine herumgerollt. Deine Mama ist auf Bäume geklettert und mit ihrem Spitz durch den Wald gezogen. Sachen hat sie extra versteckt, damit ihr Papa sie sucht. Nicht immer hat sie ihrer Mama gefolgt und war auch frech. Nur wenn jemand traurig war, dann war sie immer nett. So wie jetzt. Du wirst auch später groß sein und Kinder haben. Und ihnen sagen: „Seid brav.“ Damit sie sich nicht wehtun. Weil du Angst um sie hast, denn sie sind dir ja mehr wert als jedes Gold.

Hast du ein Haustier, Katze, Hund oder Hamster? Der Katze musst du Fressen geben, mit dem Hund spazieren gehen, und auch den Hamster manchmal streicheln, sonst wird er nicht alt. Du kümmerst dich um den du magst. „Liebst“ ist ein großes Wort, das wartet noch auf dich. Sorgst du gut für jemanden, vertraut er dir und ist dein Freund. Wer es nicht tut, ist einsam und ihm schmeckt alles bitter.

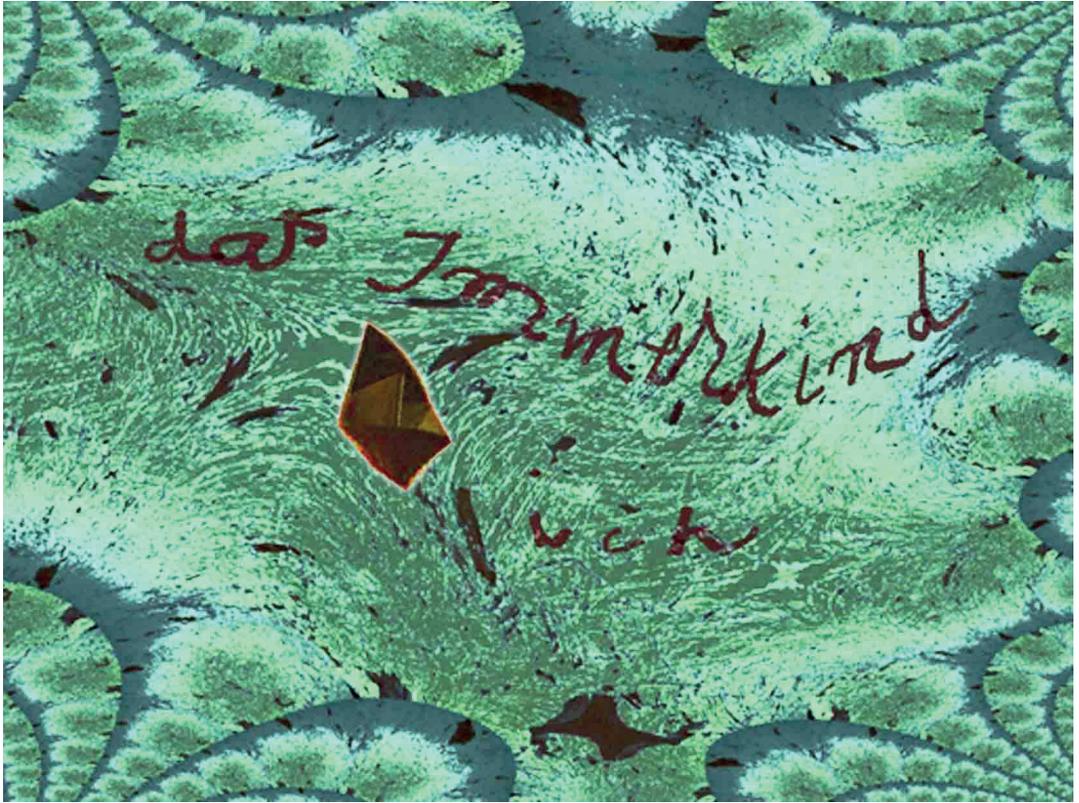
Spielst du mit deinem Papa manchmal Fußball, kleiner Racker? Wenn er im Tor steht und du gut schießt, wirft er sich, dass seine Füße vom Boden abheben. Auch er möchte ein guter Tormann sein und will den Ball kriegen. Ich wette, er wollte früher auch in der Nationalmannschaft spielen und hat viel dafür geübt. Aber jetzt ist er dafür zu alt. Du, Kleiner, bist jung. Du hast die Chance dazu. Wenn das dein Traum ist und du dich darum bemühst, dann träumst du ihn vielleicht noch, wenn du wachst.

Und du, Susi Kichererbse, wer stellt die Möbel um in deinem Puppenhaus, gibst Vorhänge, Bilder und Teppiche hinein, dass es edel ist und rosarot, deine Mama oder du? Es gefällt ihr genauso gut wie dir. So wie du deine Puppe kämmst, flicht sie dir Zöpfe. Sie lacht ja auch, wenn du eine lustige Maske aufhast. Hat sie dir schon erzählt, dass sie früher als Biene Maja verkleidet war? Wenn du erwachsen bist, heißt das bloß, dass du nicht mehr höher wirst. Du kannst dann noch genauso denken wie ein Kind. Schaut dir doch Papa an, wenn er mit der Eisenbahn spielt.

Kannst du gut zeichnen, ja? Dann bewundere ich dich. Ich kann das nämlich nicht. Oder kannst du singen, ein Instrument spielen, Gitarre, Klavier? Ich habe mich nie getraut, meine Stimme zu erheben, und mit der Blockflöte war ich immer der Schlechteste in der Klasse. Dabei wäre ich am liebsten ein Rockstar geworden. Leider, schade, mir ist das nicht möglich. Aber du kannst es ja werden, ein berühmter Maler, als Musiker auf der Bühne stehen, und Tausende jubeln dir zu, kennen jeden Ton deiner Melodie und singen jedes Wort von deinem Text mit. Wenn du gut in etwas bist und es dir Spaß macht, ganz egal, was es ist, Schreiben, Kochen, Autos reparieren oder Schneidern oder hunderttausend Dinge mehr, dann lege dein ganzes Herz hinein. Du wirst etwas Tolles schaffen, und wenn du Glück hast, wird man dich beklatschen.

Was stellst du dir denn vor, wenn du im Gras liegst und in den Himmel blickst? Wenn die Wolkenungeheuer vorüberziehen, siehst du dahinter die Sonne? Wärest du lieber woanders als hier? Ja? Dann sage dir: Wenn ich groß bin, gehe ich auch dorthin. Willst du etwas haben, dann streng dich an, und du wirst es schon erhalten. Und falls es etwas dauert, gib nicht gleich auf und geh deinen Weg weiter. Nur selten sieht man ja vom Start das Ziel.

Ist in dir ein Männlein, das dir sagt, tu dies, tu das, das lass lieber bleiben? Hast du es schon ausprobiert und bist seinem Rat gefolgt? Hat es Recht gehabt, hat es dir geholfen? Wenn ja, dann ist das schön für dich, und du solltest ihm auch glauben. Es ist deine innere Stimme. Das bist du selbst, der zu dir spricht. Und du weißt ja auch am besten, wer du bist und was du kannst, und das ist eine ganze Menge, was du gerne hast und was du nicht magst. Dein bester Freund bist immer du selbst. Du kannst dich selbst ja nicht verlassen. Das Wichtigste bist du. Gewiss für viele. Aber ganz sicher für dich.





Ines Hagemeyer

Lektion 1

spielte ich
Himmel & Hölle
ließ ich mich
von anderen
Kindern betrügen
das Spiel
blieb Versuch
die Striche
schon verblasst
lehren den Stein
mit Vorsicht
zu werfen

lección 1

jugaba
a la rayuela
dejándome engañar
por otros niños
el juego
sigue ensayo
las rayas
ya borrosas
enseñan
a tirar la piedra
con cuidado

primeira lição

brincaba de amarelinha
dexando-me enganar
pelos meninos
o jogo
segue enleio
de linhas
já apagadas
ensinam
a lançar a pedra
com cuidado

(Portugiesisch:
Ronald Augusto)



niña bailando



himmel & hölle I & II



himmel & hölle III



himmel & hölle IV

lm

Saza Schröder

Eisbach

Schimmels hatten Kinder genug. Sie konnten es sich leisten, Kalles Verschwinden nicht zu bemerken. Lili dagegen vermisste ihn schmerzlich. Sie suchte ihn durch bange Tage in der ganzen Stadt. Erst am dritten Tag fanden sie den Zettel.

Ich habs jetzt satt. Ich geh in den Eisbach.

Damit wurde sein Verschwinden amtlich.

Der Polizist dreht den Zettel ratlos in den Händen.

Kinder gehen nicht in den Eisbach. Das ist was für überspannte Weiber. Aber man muss sich kümmern.

Frau Schimmel stellte ihre Kinder auf und zählte sie durch.

Er fehlt, sagte Frau Schimmel.

Seit wann? Fragte der Polizist.

Gott ja, sagte sie bedächtig, es sind halt so viele inzwischen und immer wuseln sie durcheinander.

Danach schwieg sie.

Lili weinte lange um Schimmels Kalle.





Püppi

Saza Schröder

Wassertage

An den Wassertagen stiegen sie auf den Kirschberg, der Großvater und Lili und manchmal, wenn das Holzbein nicht drückte, stieg auch der Onkel Sonntag mit hinauf. Sie brauchten sehr lange, bis sie ganz oben waren, nie wagte das Kind, den beiden alten Männern voranzurennen, passte sich ihrem Tempo und Atem an, und bis sie ganz oben ankamen, war sie das alte Kind geworden, das sie sein musste, um den Schmerz im Gesicht des Großvaters zu ertragen.

Unter der vom Wind und Wetter schiefen Rotbuche, die der Großvater Zigeinerbaum nannte, saßen sie auf der Bank, die er gespendet hatte, allein, um dort mit Lili zu sitzen, um über das enge Tal, auf den Nachbarhügel hinüber zu schauen, an dessen Westhangseite eine Fabrik stand. Ein in helles Grün umgestrichenes, zweistöckiges Gebäude, mit einer langen steilen Auffahrt, einem riesigen Tor und vielen Fenstern. Die Mauer direkt an der Hangseite hatte ihre ziegelrote Farbe behalten dürfen, und was dort aufschien, wenn der Regen die Mauer dunkel färbte, war nur von der Bank vom Kirchberg aus zu sehen. Dort tauchte an Regentagen ein Schriftzug wieder auf, den man nur nachlässig übermalt hatte.

Lederlager & Sattlerei Firma Goldbach Cohn & Katz KG.

Sie haben eine Schuhfabrik daraus gemacht, sagte der Großvater, weil es keine Rösser mehr hat, keine Cohns mehr und wir sind auch nicht mehr genug.

Und der Katz, sagte der Onkel Sonntag, weil der Großvater diesen Namen nicht mehr in den Mund nahm, der Katz hat sich davon gemacht, der Hund. Er lachte immer ein wenig über den Witz, den das Kind nicht verstand.

Der Regen bringt es an den Tag, das merk dir, die Lügen kommen immer wieder an den Tag.

Er zeigte ihr, was sie ihm genommen hatten und was er ihr einmal hatte geben wollen. Er zeigte ihr, warum er zurückgekommen war und dass sie nicht daran dachten, ihm zurückzugeben, woran sein Herz hing.

Du bist der Rabbi, sagte Lili, um ihn zu trösten, und wusste schon, dass es keinen Trost mehr gab, du brauchst keine Fabrik, und ich und der Onkel Sonntag brauchen sie auch nicht. Er legte ihr seine große Hand in den Rücken und musste nichts sagen, Lili wusste auch das schon, sie hatte es schon oft genug gehört:

Das, Lilikind, wirst du noch lernen müssen zu verstehen.

Zwei Jahre lang saß Lili neben Roland auf der Schulbank und verschwieg ihm, dass sein Vater Lilis Fabrik würde vererben können, weil sein Großvater das richtige Blut hatte, zu einer Zeit, wo man damit reich werden konnte.

Schweigen hatte sie schon gelernt und den Rest, das wusste sie auch schon, lernt ein Lilikind sowieso.



Werner Brandt

Kindsein – ein Erinnerungsfetzen

Vom Sperrmüll des Lebens –
was bleibt uns übrig?

Im gleißenden Licht
stehen sperrig die Stühle,
auf denen niemand sitzt
außer mir.

Ein Kindheitsloch –
gestopft mit Filmen,
Banalitäten, Ungeduld,
Enttäuschungen.

Kindsein – die Hand des Vaters
unterm Kinn,
während er mich kämmt,
der Geruch der Haare,
ein Blick,
ein Erkennen ...



Dirk Alt

Die Puppenbeerdigung

„Da liegt deine Schwester drin“, sagte seine Mutter und gebot ihm: „Verneig dich vor ihr.“ Er, fünf Jahre alt, seit dem Fortgang des Vaters getrieben von aufrührerischen Neigungen, kam der Anordnung widerstrebend nach und musterte dabei voller Misstrauen die mit einem Küchentuch abgedeckte Blechwanne, die seiner vier Jahre älteren Schwester niemals ausreichend Platz geboten hätte. Nicht einmal er, der viel kleiner war, könnte sich dort hineinzwängen. Was war überhaupt mit dem Behältnis anzufangen? Man könnte ein Kleinkind darin baden oder es über ein Kätzchen stülpen und dann mit einem Löffel darauf klopfen: Das war das einzig Gescheite, was ihm dazu einfiel, aber da seine Schwester Katzen über alles liebte, würde er sein Leben lang nie wieder einer Katze etwas zuleide tun.

Neidlos erkannte er an, dass seine Schwester größer, schneller und schlauer war als er selbst. Zwei Abende zuvor war ihm die Ehre zuteil geworden, mit ihr und den rotbackigen, ewig heiteren Bewohnern ihres Puppenhauses eine Hochzeit spielen zu dürfen. Sie hatten dann alles stehen und liegen lassen müssen, aber die Puppe, und zwar die Braut, hatte er unter sein Hemd gestopft und trug sie noch bei sich.

Seine Mutter nahm ihn bei der Hand und zog ihn neben sich her. Die Wanne trug sie in der Rechten, gegen die Hüfte gestemmt. Sie verließen das Haus, in das die Mittagssonne hineinschien, sieben Stockwerke tief, auf den Grund einer Grube, die mit Schutt, Mauerwerk und baulichen Überresten gefüllt war. Die Sonne hauchte den traurigen Kulissen Leben ein. Vorhin, als sie sich in einer Mensentraube um das geöffnete Kellerloch geschart hatten, hatte er aus einer Unterhaltung aufgeschnappt, dass die sommerlichen Temperaturen die Verwesung beschleunigten. Er hatte an weiße Gerippe denken müssen, die in mit-

telalterlichen Verliesen den Boden bedeckten. Im Allgemeinen kümmerte ihn nicht, was die Erwachsenen redeten, denn es war eine inzwischen zur Gewissheit erhärtete Ahnung, dass ihm und seiner Schwester jeder, der sie körperlich überragte, ein X für ein U vormachen wollte. Wenn die Erwachsenen einem einschärften, man müsse sich keine Sorgen machen, war ihren Augen abzulesen, dass das Gegenteil der Fall war. Einerseits forderten sie: Sprich die Wahrheit! Doch wenn man den Mund aufmachte, weil man einen Zusammenhang sicher erfasst hatte, antworteten sie mit Blicken, die einen zur Salzsäule erstarren lassen wollten, oder sie verteilten Maultaschen und tauschten danach untereinander trostlos-schuldbewusste Blicke.

Seine Mutter und er schlossen sich dem Elendszug an, der sich, Handkarren ziehend und Säcke schleppend, auf den städtischen Friedhof zubewegte. Gelegentlich mussten sie den Lkws ausweichen, die das gleiche Ziel hatten. Unter den zersplitterten und niedergedrückten Kronen der Weiden durchschritten sie die weit geöffneten gusseisernen Tore. Auf dem Weg zur Kapelle ließ er neugierig den Blick schweifen, da hier einiges in Unordnung geraten war: Den Friedhofsstatuen fehlten Gliedmaßen, sie standen kopflos, die Gräfte zertrümmert, der Boden aufgerissen, die Erde durchwühlt, als hätten riesige Hände hineingegriffen, um jahrzehntealte Gräber aufzudecken.

Hinter der Kapelle lag eine Brachfläche, auf der frische Gräber ausgehoben wurden und in deren Mitte sich eine tiefe Grube auftat. An den Rändern drängten sich die Menschen. Er folgte teilnahmslos seiner Mutter, vergrub die Hände in den Taschen, wenn sie ihn mal losließ, oder schlackerte, wenn sie ihn hinter sich herzog, mit dem freien Arm in der Luft.

Die urwüchsigen Rhododendronbüsche im Rücken der Kapelle fesselten seine Aufmerksamkeit: Hie und da öffneten sie sich und lockten ihn, hinter den blühtengeschmückten Vorhang zu tauchen, die im Inneren ihres über Jahrzehnte gewachsenen Bauwerkes verborgenen Räume zu erkunden und von der anderen Seite des Vorhangs auf die Welt zu schauen. Als seine Mutter ihn weiter zog, versperrten ihm Menschen die Sicht, deren murmelnd wuchernde Geschwätzigkeit seine Gedanken störte. Schließlich stand er (sie kniete) am Rande

eines metertiefen Erdloches, das mehreren Kindern als Grabstätte dienen sollte. Sie deckte die Blechwanne auf und hob vorsichtig das in mehreren Schichten mit einem weißen Tuch umwickelte Bündel heraus, aus dessen Falten die Asche rieselte. Sie musste fürchten, dass es unter ihren Händen zerfiel: Als sie es daher mit unfeierlicher Eile in das Erdloch legte, konnte er über ihre Schulter einen Blick erhaschen und sehen, wie einen Moment lang, bevor sie es mit einem Zipfel des Tuches wieder bedeckte, ein Gesicht zum Vorschein kam, das ihm nicht vertraut war: Es hatte weniger Ähnlichkeit mit einem Menschenkind als mit einem Äffchen, das unter der afrikanischen Sonne verdorrt zu sein schien. Er hatte den Vorgang stirnrunzelnd verfolgt. Nun, da er sich in seinem Argwohn bestätigt sah, stand er da, grübelte und fühlte sich betrogen. Während seine Mutter die Hände in den Schoß gelegt hatte und wie erstarrt war, kniete er sich neben sie hin und imitierte sie in Gestik und Mimik, als er die Puppe hervorholte, die er unter dem Hemd mit sich geführt hatte, und sie, indem er selbst mit dem Oberkörper hinab glitt und die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich zog, neben dem Bündel in die Grube legte. In dem Triumphgefühl, eine schwere Provokation gewagt zu haben, richtete er sich auf, trat zurück und klopfte sich mit stolzer Geste den Sand von den Fingern. Um der Mutter seine Verachtung zu zeigen, hatte er ihr den Rücken zugewandt, in der sicheren Erwartung einer saftigen Ohrfeige, sobald er herumgedreht wurde. Doch dann erstarrte er vor Schreck, da etwas Unerwartetes geschah: da sie sich plötzlich an ihn klammerte, als könnte er ihr Halt bieten, da ihr Busen sich auf Höhe seiner Schultern an ihn drängte, der Vorhang ihrer Haare ihm die Sicht nahm, und ihre Tränen auf sein Gesicht und seine von Staub und Asche überzogenen Wangen flossen, um darauf glänzende Spuren zu hinterlassen.

Horst Saul

Dem Tod von der Schüppe gesprungen

Über dem Land hingen die schwarzen Wolken des Krieges und breiteten schmerzende Not und wachsende Entbehrungen aus. Was wir auf Lebensmittelkarten zu essen bekamen, war rationiert, und das Viertel Butter, das für eine Woche reichen musste, teilten wir mit dem Messer in sieben Streifen ein, für jeden Tag einen. Aber die Familie hatte einen großen Garten und in ihm reifte eine Fülle von Obst, in diesen mageren Zeiten ein Geschenk des Himmels. Auf umgewandelten Blumenbeeten pflanzten und zogen wir statt Rosen Kartoffeln und Gemüse. Wir, die wir diese Arbeiten machten, waren meine Mutter und ich, mit 10 oder 11 Jahren ein Kind, aber von der Notwendigkeit des Lebens her früh in die Verantwortung genommen, denn der Vater war Soldat weit weg von zu Haus, der jüngere Bruder zu klein. So war es meine Aufgabe, den Garten zu bestellen und die Tiere, Kaninchen, Hühner, Gänse und Enten zu versorgen, zu pflegen, aber auch, wenn es an der Zeit war, zu schlachten, auszunehmen und das Federvieh zu rupfen. Dass der Hahn auch noch ohne Kopf ein Stück fliegen konnte, zählte zu den Überraschungen. Die Tiere zu töten, kostete mich viel Überwindung, aber es war kein anderer da, der es machte, und die Not war groß. Zu meinen täglichen Pflichten gehörte es auch, das Milchschaaf Lisa zu melken, die uns mit ihrer fettreichen Milch beschenkte. Ich war der Einzige, der das konnte; ich hatte es mir selber beigebracht wie vieles, das ich in jenen Tagen tun musste. Als ich eines Tages mit hohem Fieber zu Bett lag, hüllte man mich in Decken

ein und trug mich in den Garten, damit ich das Schaf von der Milch befreite.

Um Futter für die Tiere zu besorgen, war ich nachmittags nach der Schule oft stundenlang mit einem Leiterwagen zu Bauern in der Umgebung unterwegs, manchmal begleitet von meinem kleinen Bruder.

Die Tiere hatten als Unterkunft einen an die Gartenmauer gelehnten Ziegelsteinschuppen mit Wellblech gedeckt und innen mit Kalkputz ausgekleidet. Die Hühner konnten in ein Nest aus Heu ihre Eier legen. Den Kaninchen hatte ich vor dem Schuppen aus Holz eigene Stallungen gebaut und diese mit Dachpappe gegen den Regen abgeschirmt. Mein Stolz waren die verschiedenen Fellfarben: braun, schwarz, weiß, tief- und silbergrau.

Der Schuppen hatte keine elektrische Beleuchtung, und so entschloss ich mich an einem trüben Herbsttag, Licht in das kleine Gebäude zu legen. Mit einem langen Kabel holte ich den Strom aus dem benachbarten Haus, legte die Leitung im Schuppen unter Putz und wollte mit einer Kneifzange das überstehende Kabelstück abtrennen – da warf mich ein Stromschlag zu Boden! Im Fallen riss ich das frisch verlegte Kabel aus der Wand, das so viel Spiel bekam. Unter dem fließenden Strom verkrampfte sich meine Hand, ich konnte mich nicht befreien.

Vor Schrecken stumm wie ein Fisch lag ich im Schmutz, und die Hühner guckten verdutzt auf das makabre Schauspiel. Keiner konnte zur Hilfe eilen. Nach vielen langen Sekunden trennte die zusammengepresste Hand mit der Zange das Kabel schließlich durch. Ich war dem sicheren Ende entronnen! Lange noch schwang in meinem Herzen, das dem Strom widerstanden hatte, ein abgrundtiefer Schrecken, der wiederkehrte bei jedem Betreten des Schuppens - einfach Kind sein?

Theo Payk

kindheit

tag so jung tag so weiß
brise durch birken leis
fisch ohne netz und reuse

zögernder morgenstern
zart noch der pfirsichkern
im wachsenden gehäuse

als kind

zu dritt den hohlweg gegangen
zitonenfalter gefangen
den sommeratem gespürt

weiden am bachlauf bestiegen
im blattlichten nest verblieben
von mittagsflügeln berührt

Anke Wesemann

Ein Haar

Riesige, zum Fürchten fauchende, schwarze, langhaarige und dann gestäubte Katzen haben mich da vertrieben. Als er schlief. Hinterher haben sie sich wahrscheinlich dumm gestellt und harmlos. Aber da war ich schon weg. Harmlos sahen sie auch aus am Abend vorher bei ihm auf dem Arm, von ihrer Größe mal abgesehen. Kein Glühen, kein Sträuben, nur mich funkelten sie von dort so komisch an. Er hat das nicht gesehen, er strahlte.

Er hatte mich zum Essen eingeladen, weil ich so traurig gewesen war, als er anrief. Er wollte mir ein spanisches Omelett machen und mich trösten, hatte er gesagt. Ich habe so etwas so selten gehört in meinem Leben, ich fuhr sofort los. Mit dem Taxi, mit einem Riesenumweg zum Video-Laden, und irgendein Getränk habe ich wohl auch noch geholt. Das ganze Geld, soviel Geld hatte ich ausgegeben auf dem Weg zu ihm.

Vor seinem Kühlschrank, weit nach Mitternacht, stand ich dann sprachlos und schämte mich. Darum hatte er nicht mitessen wollen, darum war es so wenig gewesen: Der Kühlschrank war vollkommen leer, kein weiteres Ei, kein Gemüse, nichts. Im Butterfach in der Tür, vielleicht vor den Katzen dort geschützt, lag ein Endstück von einer Salami, das war das Einzige. Die Katzen waren ruhig um mich herumgestrichen, seit ich aus dem Bett aufgestanden war, aber als ich das Fach öffnete, griffen sie an. Sie sprangen an mir hoch und kreischten. Es war wie mit den Huskys. In meiner Angst und wohl auch großem Ekel rannte ich mit dem Stück Wurst zurück ins Schlafzimmer und ins Bett. Harry schlief. Ich zog mir die Bettdecke übers Gesicht und biss von der Wurst ab. Die Katzen waren auf das Bett gesprungen und fauchten böse. Erst als ich den Rest Wurst weit in die Zimmerecke geworfen hatte, ließen sie von mir ab. Ich versuchte wieder einzuschlafen, aber die Tiere waren unruhig, und ich sah immer wieder die Huskys vor mir. Als ich fünf war, hatten sie mich bis an die Mauer getrieben, standen laut bellend vor mir, bedrohten mein sauberes, gestärktes Kinderkleid und meine nackten Beine. Wenn dem Kleid etwas geschehen wäre, hätte ich mehr Prügel bekommen als für eine Bisswunde. Kleine Steine hatte ich auf die Hunde

geworfen, ganz furchtbar wieder etwas falsch gemacht - verprügelt oder gefressen werden, ich war völlig verloren. Die Huskys, die Katzen, Harry, der anscheinend immer noch schlief, mit ganz leerem Magen, ich wollte sofort da weg, zerterte meine Kleidung unter die Decke und zog mich mühsam an. Das Geld, das ich noch hatte, habe ich für das Taxi zurück verwandt, eine halbe Stunde hätte ich gebraucht zu Fuß, aber ich konnte ihm doch sowieso kein Geld dalassen. Ich war froh, dass meine Sachen noch heil waren und mein Gesicht nicht zerkratzt oder zerbissen, ich habe mich auch nie entschuldigt, nie wieder angerufen, er auch nicht. Seine letzten Erbsen und Wurzeln hätte er mir nicht geben müssen, aber vor allem hätte er nicht die Huskys auf mich hetzen dürfen. Hilfloses Schweigen, das war alles, womit ich die Sache bewältigte, das war mir auch in meiner Kindheit oft das einzige Mittel gewesen, die furchtbaren Strafen, Missverständnisse und Katastrophen zu umgehen, zu verschieben oder zu ertragen.

So oft habe ich daran gedacht, an diesen einzigen Tag bei ihm zuhause. Wäre es nicht nachts plötzlich um die Wurst gegangen, zwischen seinen Katzen und mir, vor seinem geöffneten Kühlschrank, mit dem einzigen Licht, das ich fand in der fremden Wohnung, vielleicht wüsste ich, was später aus den Katzen geworden ist. Jetzt sind sie bestimmt längst tot. Aber er wird sie ersetzt haben. Leute, die so etwas haben, die lassen nicht davon.

Ob er jetzt weiße hat? Wieder so pelzig puschelige, leicht zu entnervende Viecher? Neulich fand ich ein langes, weißes, ganz leicht gewelltes Tierhaar an meiner Jacke. Ob er neben mir im Bus gestanden hat und mich beim Aussteigen gestreift hat? Sind diese Weißen nicht eigentlich noch schlimmer?

Uwe Mackert

Dadumir Mythos

Als er noch klein war,
verstand er die Sprache der Vögel
und der Salamander,
Zwerge waren seine Freunde,
die im Wald jedes Geheimnis mit ihm teilten –
später dann, als Rauch und Himmel
nicht mehr eins waren,
die Vögel alle Namen bekamen
und in Büchern lebten,
schenkte man ihm ein Fernglas und
die Welt zerfiel in Begriffe –
Salamander fand er keine mehr,
ausgestorben vielleicht,
auch die Idee der Versöhnung
verschwand aus der Zeit –
und da, im Frühjahr kriecht ein Salamander
aus seinem Versteck und er muss lachen,
auch der Salamander lacht
wie damals sein reinstes Blau und
färbt den Himmel ein
für Vögel und die ganze Welt.

Steffen Roye

Das Perlmutterversteck

Onkel Lutz kann nicht so schnell laufen wie Marie. Der liebe Onkel Lutz. Ist am Gartentor stehengeblieben, dick und kurzatmig, das Hemd hängt aus der Jeans, die Rechte hat er an den Pfosten gestützt, und Marie erkennt noch vom Bach aus, dass er schwer atmet. Doch sie hält nicht inne. Sie dreht sich um, dreht dem Onkel den Rücken zu, balanciert über die schmale Baumstammbrücke wie eine Tänzerin über ihr Seil, mit ausgebreiteten Armen, und läuft weiter, immer weiter. Sie weiß, dass er ihr folgen wird, sobald er wieder zu Atem gekommen ist. Dass er die Wiesen durchkämmen und nach ihr rufen wird, lockend und säuselnd, wie Vater, wenn er ein Schaf heranruft, das er schlachten will.

Einmal hat sie sich absichtlich vom Garagendach fallen lassen und den Arm gebrochen, sodass die Eltern nicht in die Stadt fahren konnten und Onkel Lutz wieder nach Hause stapfen durfte.

Onkel Lutz stinkt. Onkel Lutz hat einen Atem, der nach Zigaretten geht. Wie sein Gesicht immer nah an ihres kommt. Wie seine Hand über ihre Haare fährt. Wie seine Hand unter den Rock fährt. Das gefällt dir, was. Wie sein Bauch bläulich glänzt. Wie er seine Jeans herunterzieht und die Unterwäsche, die bereits spannt.

Marie läuft und läuft. Läuft barfuß durch das hohe Gras auf den Wald zu. Dort will sie sich in den Bäumen verstecken. Selbst Baum werden. Buche. Esche. Eiche.

Wie er ihr droht, wenn er über ihren Körper streicht und stöhnt. Kein Wort zu keinem. Sonst. Sie sagt längst kaum noch ein Wort. Was bringt das Reden, wenn keiner versteht. Was bringen die Zeichen, wenn keiner sie lesen kann. Wenn Onkel Lutz immer wieder gern kommt, um sie zu beaufsichtigen. Wenn seine Hilfe gern angenommen wird. Weil es so schön praktisch ist. Weil der Onkel nur zwei Straßen weiter wohnt. Und weil er sich so gut auf Kinder versteht. Der liebe Onkel Lutz.

Marie erreicht den Waldrand. Brennesselbüsche ziehen die Grenze. Holunderzweige winken sie heran. Sie dreht sich um. Onkel Lutz ist beim Bach angekommen und gestikuliert. Sie kann ihn nicht hören. Sie sieht, wie er die Baum-

stammbücke überquert. Wie er schwankt. Wie er mit den Armen rudert. Wie er kippt und fällt.

Marie steht vor den Brennesselbüschen. Barfuß. Die Zehen des linken Fußes graben einen Maulwurfshügel um.

An Holzigen Stängeln kleben Schneckenhäuser. Je genauer man hinsieht, desto mehr Schneckenhäuser kann man entdecken, sie kleben dort wie Warzen und schwanken mit den Stängeln im Wind. Marie schaut auf ihre Füße, die schwarze Erde ins Gras massieren. Unter den Brennesselstängeln, im Schatten, liegt ebenfalls ein Schneckenhaus. Unverschlossen. Unversehrt. Unbewohnt. Und sie wünscht sich, solch ein Haus zu haben. Ein Haus, nur für einen Körper. Das man nicht aufknöpfen und hochschieben und aufziehen kann. Ein Haus für ihren Körper. Als Versteck. Als Festung.

Marie schaut erneut zurück. Onkel Lutz ist wieder halb zu sehen, ganz schwarz ist er wie die Erde vor ihren Füßen. Seine Arme wischen durch die Luft wie nach Fliegen, er dreht sich um sich selbst, er hat jetzt keine Blicke für Marie.

Das ist ihre Gelegenheit. Vielleicht wird er nachher, wenn er sich trockene Sachen geholt hat, auch die Baumkronen nach ihr absuchen. Kinder klettern gern auf Bäume, behaupten die Erwachsenen. Doch in einem Schneckenhaus wird er ganz bestimmt nicht nachschauen. Und unter den Brennesseln ist sie sicher vor einem Zertreten werden.

Marie hockt sich auf den Boden und fädelt ihren linken Fuß in die Schneckenhausöffnung. Es geht schwer, nicht alle Zehen wollen hinein. Dann ist der Fuß doch drin. Die Knöchel leisten ein wenig Widerstand, dann rutscht das Bein bis zum Knie hinein. Die Schneckenhauswand ist kalt. Und fliesenglatt. Das erleichtert das Gleiten.

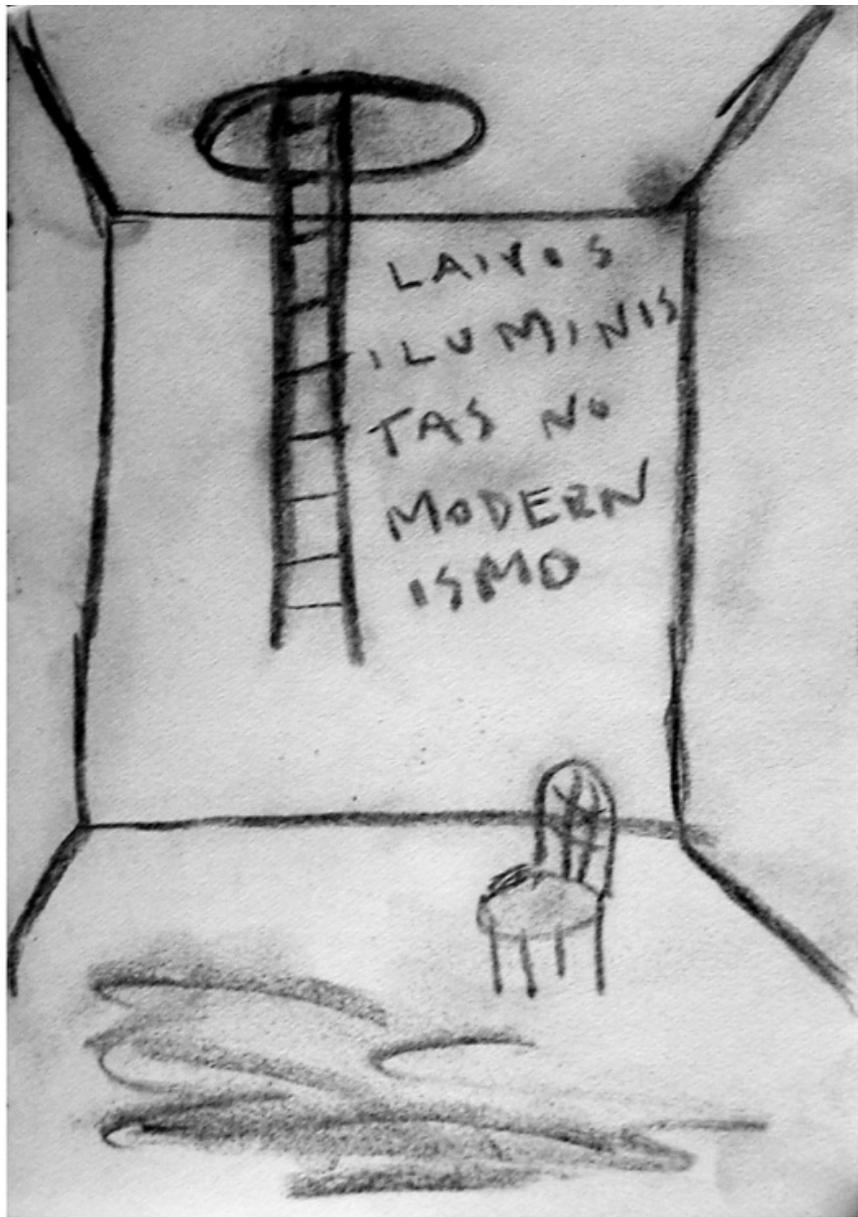
Schwierig wird es noch einmal beim zweiten Fuß und dann beim Becken. Das Kleid rutscht über die Hüften. Marie stemmt und schiebt mit aller Kraft. Sie hat den Bach nicht mehr im Blick. Wenn Onkel Lutz jetzt über die Wiese gestolpert kommt und sie so findet, ist sie verloren.

Sie stützt sich auf den mäandernden Maulwurfshügel und stemmt. Ist ein Fabelwesen. Halb Mensch, halb Schnecke. Ist ein Schmetterling in einem Perlmutterkokon. Nur dass Marie sich befreit, indem sie sich in ihren Kokon hineinzwängt. Sie stützt sich ab und stemmt. Und stemmt. Dann rutscht sie weiter, gleitet über das Perlmutter in die Windungen des Schneckenhauses. Auch das Kleid passt endlich hinein, sie kann es später glattziehen.

Dann verwischt sie ihre Spuren, wischt den Maulwurfshügel glatt und die Grashalme sauber. Und fädelt die Arme in ihr Haus. Ganz dicht an den Körper drückt sie die Arme. Die Perlmuttertschicht der Schneckenhauswand fühlt sich schon nicht mehr kalt an. Marie dreht sich ein wenig hin und her, so wie Vater Korken aus Flaschen zieht, nur dass sie ihr Haus verkorkt, vorsichtig hin und her, ein geheimnisvoller Tanz.

Notfalls kann sie sich bis zum Rauschen zurückziehen.

Der Kopf zuletzt. Nur noch Haus und Kopf. Als Onkel Lutz beim Holunder und den Brennesseln ankommt, zieht sie gerade den Kopf in ihr Haus, zieht die Haare hinterher und sieht den rechten Schuh von Onkel Lutz. Und hört ihn Wörter rufen, die zu Hause verboten sind. Und verschließt mit Spucke den Eingang, wie es auch die Schnecken machen. Und lauscht. Die Geräusche sind gedämpft wie unter Wasser. Mehr spürt sie die Erschütterungen des Bodens, als dass sie Onkel Lutz umhergehen hört. Irgendwann haben sich die Schritte in den Wald entfernt, und hin und wieder glaubt sie den Onkel zu hören, wie er zwischen den Stämmen umhergeht und lockt und säuselt und sich von Brombeergebüsch zerkratzen lässt und in die Wipfel der Bäume schaut, der liebe Onkel Lutz, aber da blendet nur die Sonne, denkt Marie und ist erleichtert und ein bisschen stolz auf ihr Versteck, auf ihre Festung, in den Bäumen blendet nur die Sonne, da sitzen keine Mädchen, denkt sie, nur ein paar Vögel und vielleicht ein neugieriges Eichhörnchen.



Ulrich Bergmann

Wasserspiele

Der Sommer war fest wie eine Eisscholle im Eismeer, die Zeit schmolz nur langsam. Die Abende blieben lang, der Riek floss gemächlich in die Ostsee, und die Sonne versank täglich im Bodden. Die Tage flogen dahin, die Ferien nahmen kein Ende. Janus zählte sie nicht, er war im Paradies und merkte es nicht, und so drohte ihm die Vertreibung aus dem Paradies nur durch die Zeit, die demokratischste Ordnung des Lebens.

Janus bekam ein kleines Zimmer im Obergeschoss, Kurts Ausruhzimmer. Auf einer Kommode stand ein Kugelaquarium, darin schwamm ein fast durchsichtiger gelbroter fingerlanger Fisch. Janus schaute ihm zu, wie er seine kleinen Runden im Glas drehte, und beobachtete die aufsteigenden Luftbläschen. Auf einem Lesepult lag Brehm's Illustriertes Thierleben von 1875. Janus schlug das Buch mit den fast ein-tausend Seiten auf. Auf den vielen Zeichnungen sah er Kriechtiere, Lurche und Fische. Die Fische sahen unheimlich und phantastisch aus, etwa der Himmelsgucker oder der Knurrhahn, der Heringskönig, der Seeschmetterling, die Seefledermaus, der Schlammbeißer, das Drachenpferdchen, der Hammerfisch, der Meerengel, der Marmelrochen, die Spöke ... Janus staunte über die Ähnlichkeit dieser skurrilen Fische mit den unterschiedlichsten Menschentypen. Er sah in den Physiognomien der Fische Lauern, Angst, Hoffen, Verstellung, Grinsen, Ignoranz, Blödheit, Neid, Ärger, Zorn, Träumerei und Melancholie ... Janus las sich fest. Das Leben zeichnet sich ein in unsere Gesichter. In den Bildern erblickte Janus das Leben in der Vielfalt der Formen, im absurd erscheinenden Sinn oder im sinnvoll erscheinenden Absurden. Sind diese Formen Zufall oder Notwendigkeit? Kommt alles aus dem scheinbaren Nichts, dem ungeordneten Etwas und geht durch Formen und Verwandlungen? Alles ist Prozess. Mit dem Beginn steht das Ende schon fest. Ich muss Carl fragen,

was das bedeutet, dachte er. „Janus!“, rief Mama Louise, „komm jetzt runter zum Essen!“

Am Nachmittag saß Janus auf der zwei Meter hohen Gartenmauer, als ein Mädchen mit dem Fahrrad heranfuhr und vor ihm anhielt. Sie war ihm sofort sympathisch mit ihren langen Zöpfen und dem frechen Blick. „Komm hoch und setz dich neben mich!“, sagte er, um sie zu provozieren. Sie stieg vom Rad und kletterte, indem sie hochsprang, sich mit beiden Händen an der Mauerkrone hochzog und mit den Füßen in den Ziegelsteinritzen abstieß, zu Janus. „Wie heißt du?“, fragte sie. „Janus“, sagte er, „und du?“ „Christa.“

Christa Brandenburg brachte ihm das Radfahren bei. „Es ist ganz leicht“, sagte sie, „du darfst dabei nicht denken!“ „Und wenn ich umkippe?“, fragte Janus. „Ach was, du kippst nicht um! Schau nach vorn und tritt in die Pedale!“ Janus stieg auf. Christa lief mit, als er losfuhr, und hielt das Rad hinten am Gepäckträger fest. „Nicht lenken!“, rief sie. Dann ließ sie ihn los. Nicht denken, nicht lenken ... So leicht ist auch die Liebe, dachte Janus später. Aber jetzt war es noch nicht so weit. Christa fuhr mit Janus am Riek entlang, dann über die ‚Van-Gogh-Brücke‘ zum Bodden. Sie spielten ein gefährliches Spiel, obwohl sie nicht schwimmen konnten: Wer traut sich am weitesten ins Meer? Sie standen bis zum Kinn im Wasser, nun ging es nicht weiter ohne Tauchen und Abstoßen vom Grund. Janus dachte daran, wie er im Sumpf der Ziegelwiese eingesunken war und einen Schuh verloren hatte, und nun steckte er bis zum Kinn im Wasser und riskierte sein Leben, nur um zu gewinnen. Christa riskierte genauso viel. Es wurde immer schwieriger, nach dem Abstoßen vom Grund und dem Auftauchen genug Luft einzuatmen, weil die Zeit zum Luftholen über Wasser immer knapper wurde. Da konnte er auch nicht richtig sehen, ob Christa vor ihm war oder hinter ihm. Im nächsten Anlauf kam er nicht auf den Grund, er machte eine falsche Bewegung. Dann trieb er mit dem Kopf nach oben, bewegte Arme und Beine gleichzeitig und hatte auf einmal den Kopf über Wasser und blieb oben. Ich schwimme! Er sah sich um, hinter ihm Christas Kopf, auch über Wasser. „Ich habe gewonnen!“, rief sie, „ich schwimme!“ „Ich auch!“, rief er zurück. Janus kam überglücklich nach Hause. Mama Louise und Papa Carl saßen auf der Terrasse. Neben ihnen Hajott im Kinderwagen. „Ich kann schwimmen!“, rief Janus.

„Nicht so laut!“, sagte Mama Louise, „Hajott schläft!“ Sie umarmte ihn. Janus trat ganz nah an den aus Korb geflochtenen, weiß lackierten Kinderwagen, beugte sich über Hajott und schubste dann den Wagen ans Ende der Terrasse, schob ihn wieder zurück, gab dem Wagen einen sanften Stoß, sodass er langsam ans Ende der Terrasse bis zum Rand der Böschung rollte. Janus lief schnell hinterher und stoppte den Wagen. „Mach das nicht noch einmal!“, sagte Mama Louise.

Janus ging nach oben zu seinem Fisch, der in dem Kugelglas schimmerte. Janus beobachtete den Fisch und stellte fest, dass er immer die gleichen Schwimmbewegungen machte. Es war kein reines Zufallsgeschehen, aber auch keine richtige Choreographie. Das Repertoire der Schwimmbewegungen war arm, Janus zählte nur acht deutlich unterscheidbare Schwimmuster. Das war langweilig. Janus ging hinunter in die Bibliothek und nahm aus der Bar neben dem Schallplattenspieler die Wodkaflasche heraus, ungefähr ein Viertel war noch drin. Carl saß am Schreibtisch und merkte nichts. Janus schüttete einen kleinen Schluck in das Aquarium und wartete. Der Fisch wurde lebendiger, aber nicht einfallsreicher, im Gegenteil, jetzt entstand eine Choreographie des Zufalls. Janus kippte den Rest der Wodkaflasche direkt auf den Fisch. Der zappelte nur kurz und bewegte sich bald nicht mehr. Es war noch hell draußen. Zu früh, um schon schlafen zu gehen. Mama Louise setzte sich unten in der Bibliothek zu Carl. Janus ging an den Schallplattenspieler und legte Bachs Toccata und Fuge d-moll auf.

„Wir gehen Grashüpfer sammeln“, schlug Janus am nächsten Tag vor, und Christa machte mit. Neben der Billrothstraße lag eine Wiese, die griffen sie ab, jeder hatte ein Einmachglas in der Hand, in das er die Grashüpfer steckte. Sie sammelten Hunderte in ein einziges Glas. Janus hatte eine Riesenfreude an dem Gewimmel im Glas und wurde immer neugieriger, wieviel da rein passten. Sie zählten aber dann doch nicht bis zum Ende, und bald verloren sie die Lust an der Grashüpferfängerei. „Wir gehen in die Waschküche und werfen sie ins heiße Wasser“, sagte Janus. Christa ging mit. Sie warfen die Grashüpfer ins heiße Wasser und sahen nicht mehr als Janus gestern im Kugelaquarium - ein kurzes Zappeln, die langen Glieder der kleinen Tiere fielen auseinander, und dann war Starre.

Janus begriff nicht, was er bewirkte. Er wusste nicht, wie die Grashüpfer lebten, aber er konnte sie töten. Er ging in die Bibliothek. Carl saß am Schreibtisch und hatte dort mehrere Bücher aufgeschlagen und schrieb etwas auf. „Carl“, sagte Janus, „wir haben alle Grashüpfer getötet.“ „Warum?“, fragte Carl. „Ich wollte wissen, wie sie sterben.“ „Und weißt du es nun?“, fragte Carl. „Nein“, sagte Janus, „ich weiß ja nicht, wie sie leben.“ „Du kannst sie töten, ohne zu wissen, wie sie leben.“ „Carl“, sagte Janus, „sterben wir auch wie die Grashüpfer?“ „Nein“, sagte Carl, „ich glaube nicht, dass uns Gott so sterben lässt wie die Grashüpfer, Gott ist kein kleiner Junge.“ „Warum schützt er die Grashüpfer nicht so wie uns?“, fragte Janus. „Er schützt auch uns nicht“, sagte Carl, „wir müssen uns selber schützen.“ „Aber wir müssen doch alle sterben“, sagte Janus, „davor können wir uns nicht schützen.“ „Vielleicht hast du recht“, sagte Carl, „vielleicht auch nicht.“ „Du weißt es nicht?“, sagte Janus. „Ich habe das Gefühl“, sagte Carl, „dass beides stimmt: Wir sterben und leben weiter. Wenn wir wollen.“ Janus überlegte. „Kennst du einen, der das kann?“ Carl zögerte. Dann lächelte er: „Vielleicht du.“

Am nächsten Morgen nahm Janus die Angel, die er im Zimmer fand, grub im Garten Regenwürmer aus der Erde, ging zum Riek und warf die Angel, wie er es bei den Anglern am Riek beobachtet hatte, mit dem Wurm am Haken weit hinaus ins Wasser. Er hatte sonst nichts dabei. Wenn er einen Fisch fing, dachte er, müsste er es wie die Angler machen, er müsste ihn noch richtig totschiessen. Nicht ganz geheuer war ihm bei dem Gedanken, dass er den wild zappelnden Fisch dann fassen müsste, ganz fest, und töten, den Kopf ... Janus träumte vor sich hin. Da ruckte die Angel, der Schwimmer bewegte sich und wurde nach unten gezogen. Janus starrte auf das Wasser und spürte kaum die Kraft des Fisches, der an der Angel zog. Plötzlich glitt ihm der Griff aus der Hand, und die Angel fuhr über die Böschung in den Fluss. Nun tauchte der Schwimmer wieder auf, der Fisch sprang aus dem Wasser über ihn hinweg und zog ihn wieder nach unten. Janus war gelähmt. War das der Fisch, den er schon gefangen hatte, der sich wieder befreien konnte, weil Janus die Angel nicht festhielt? Weil er ihn nicht töten konnte? Janus traute sich nicht ins Wasser, um nach der Angel zu tauchen. Zwar hatte er keine Angst vor dem Fisch, aber er hatte Angst vor einer noch ungewisseren Angst, die ihn im schwarzen Wasser des

Riek ergreifen könnte. Die Angel trieb am Grunde des Flusses dahin, oder sie war in der Gewalt des Fisches, der angebissen und nun den Haken im Maul hatte, blutete und verzweifelt versuchte, seinen Kopf aus dem Haken zu winden.

Janus kam ohne Angel nach Hause und weinte, als Carl die Tür öffnete. „Beim nächsten Mal schaffst du es“, sagte Carl, „Töten ist in der Wirklichkeit nicht so leicht wie in Gedanken.“ „Ich hatte den Fisch schon an der Angel!“, sagte Janus. „Aber am Ende war es fast umgekehrt“, sagte Carl. „Es ging alles so schnell“, sagte Janus. „Du warst nicht vorbereitet“, sagte Carl, „und so war der Fisch dir um einen Schritt voraus.“ Janus schwieg, Carl hatte recht. „Du musst beim Angeln selber wie ein Fisch sein“, sagte Carl, „dich in ihn hineindenken.“ „Hat sich der Fisch gerettet, weil er sich in mich hineingedacht hat?“, fragte Janus. „Ja“, sagte Carl, „er spürte dich, als er in den Haken biss.“ „Er sah mich doch gar nicht“, sagte Janus. „Doch“, sagte Carl, „mit dem ganzen Körper.“ „Wieso konnte er sich so schnell retten?“, fragte Janus. „Weil er leben will“, sagte Carl. „Weil er Angst vor dem Tod hatte“, sagte Janus. „Nein“, sagte Carl, „er lebt selber vom Tod.“ „Wenn ich ein Fisch wäre, hätte ich Angst vor dem Tod“, sagte Janus. Carl lachte, und Janus lief zu Mama Louise in die Küche.

Janus schlief nach diesem Tag noch lange nicht ein. Er ging in Gedanken noch einmal Angeln. Er malte sich aus, wie er den Griff der Angelrute fest in der Hand hielt und die Schnur einholte, als der Fisch anbiss. Der Fisch war blau-schwarz und glänzte im Sonnenlicht wie ein blankes Schwert, das sich bog und um sich schlug, als Janus es aus dem Wasser zog. Die Angel bog sich immer mehr. Der Fisch peitschte das Wasser und wurde auf einmal schwerer und schwerer, Janus konnte die Angel nicht mehr steil halten, er hatte Angst, sie zerbrach, er gab nach, und schließlich sprang der Fisch hoch, tauchte ins Wasser zurück und zog Janus an der Angel ins Wasser ... Janus tauchte aus dem Wasser auf und kletterte die Böschung hinauf. Als er oben ankam, lag hinter ihm nicht der Riek, sondern die blühende Wiese mit bunten, in der Luft schaukelnden Schmetterlingen. Seine Kleider waren trocken. Er stand auf der Gartenterrasse in der Billrothstraße und schob Hajott im Kinderwagen über die Steinplatten von einem Ende der Terrasse zum anderen. Er zählte die Platten, während der Wagen langsam zur Böschung rollte, achtundzwan-

zig. Dann lief er los und holte den Wagen vor der letzten Platte ein. Hajott lachte, wenn Janus den Wagen so heftig stoppte, dass die vorderen Räder in die Luft gingen. Janus war mit Hajott allein. Über ihm stand eine schwarze Sonne, der Himmel leuchtete hellblau. Die Hühner flatterten gegen den Hühnerzaun. Die Schmetterlinge wurden immer größer, durch ihre Flügel schien das Blau des Himmels und färbte die Terrasse ein. Janus schob den Wagen zurück und stieß ihn viel heftiger als eben über die Platten, dann rannte er los und stoppte den Wagen gerade noch rechtzeitig. Die vorderen Räder sirrten in der Luft. Janus war im Rausch des Spiels gefangen. Wieder schob er den Wagen zurück und holte jetzt beim Anschieben weit nach hinten aus, sprang sofort los, um den Wagen vor der letzten Platte abzufangen – und griff ins Leere, der Wagen war zu schnell, die Vorderräder schlugen hart gegen die steinerne Einfassung der Terrasse, und nun hoben sich die hinteren Räder in die Luft, der Wagen schoss die steile Böschung hinunter. Er überschlug sich und stand umgekehrt auf dem Rasen, mit den Rädern nach oben. Janus rannte die Böschung hinunter und sah, wie er den Wagen umdrehte, wie Hajott mit dem Kopf im Rasen steckte, die Beine hingen noch im Gurt. Er legte Hajott in den Wagen zurück, aber Hajott sagte nichts, er lächelte nicht und schlug die Augen nicht wieder auf.

Am späten Abend, Janus schlief und träumte vielleicht schon, saß Carl noch lange am Schreibtisch und schrieb in sein schwarzes Tagebuch: „Mit Janus über den Tod gesprochen, er begreift ihn noch nicht als Prinzip des Lebens. Der Junge argumentiert gut, seine leisen Ahnungen vom Leben sind tiefer, als ihm bewusst ist. Ich weiß selbst nicht, was der Tod ist. Wir sehen in ihm unseren schlimmsten Feind, er ist unsere eigene gestaltlose Frage.“

Amir Shaheen

Grünes Sofa

Die Lass-das-sein-Spiele
Mit Papa am Nachmittag
Auf dem grünen Sofa
Und mein ungetrübtes buntes Lachen

Jahre später dann das Möbel
In die Mansarde ausquartiert
Opas Mittagsschlafstätte
Danach mein Schiff

Auf dem Rücken liegend
Tauchte ich durchs Dachfenster
In das Geheimnis
Stundenstille ganz allein

Zogen Riesen und Getüme
In immer neuen Verwandlungen
An und mit mir vorüber
Die Welt ein großes Spiel

Ohne fremde Regeln
Wolkengrüne Nachmittage
Fliedersträuße aus dem Garten
Erdbeeren mit Milch und Honig

Das Haus ist verkauft
Und die Farben
Gehören uns auch nicht
Aber die Wolken wissen den Weg

Amir Shaheen

Vielleicht Vauland vielleicht

Zerhupte Sonnenuntergänge fremd
Sprachige Luft kehlige Wärme
Kniestrumpfhahre im Schattental
Damals nicht hier wo mein Woanders bebt
Mein Dachfahrrad ein Traumboothimmel
Vielvater landleicht Achtfehlersuche
Ich habe keine Angst oder doch
Lieben oder verlieren
Manchmal in der Stille
Sind keine Unterschiede
Umrise von Kirchturminaretten
Geschwister aus demselben Grund
Beton und Buchen und Blut und Berge
Die Burg wie schon immer
Steinerne Enge
Der Wind und der Regen
Schnee kommt vor
Wenn die Erde sich dreht
Die Karawane krümmt sich
Um die Dünen zum Fragezeichen
Dort aber war ich wirklich fremd
Und die Nächte immerzu
Als ob man schlief

Amir Shaheen

Aufbruch

Du hast
Es gut gemeint und mich
Zugedeckt mit deiner Angst lernte
Zurückweichen noch vor den ersten
Schritten jeder Herzschlag gestützt auf
Krücken aus Vorsicht und Besorgnis das
Leben mit Verspätung grad noch rechtzeitig
Erwischt früh beherrscht Sprechen und
Schreiben nur Neugier und Abenteuer
Blieben brennende Wörter in verbotenen
Büchern mein Beschütztsein hüllte mich
In Erstarrung erspart manch aufgeschlagnes
Knie später dafür über meine Wünsche
Gestolpert die Wunden im Kampf
Zu mir konnte deine Liebe nicht
Versorgen tief gestürzt ohne
Jemals hoch wenn überhaupt
Geflogen zu sein –
Ich habe obsiegt
Meine zweite Geburt vollzog ich allein
Jenseits der Windmühlen begrub ich das Früher
Wandelte Bitterkeit in Verzeihung
Denn du bist zwar der Grund für mein Heute
Sein Puls und mein Atem
Bin ich



Martin Halotta

Schulwissen

Als die Tür zur Jungentoilette zuschnappt, das hämische Gemurmel von Ben und seinen Kumpels im Flur versickert, wagst du wieder zu atmen. Der entweichende Luftstrom faltet dich zusammen wie eine leere Tüte. Du steigst vom Toilettendeckel, auf dem du eine Viertelstunde balanciert hast, und legst deine verschwitzte Stirn an der Kabinentür ab. Dein Körper ist ausgepumpt. Dein Herz trommelt in den Ohren. Du besitzt das beunruhigende Talent zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein, denn jetzt bist du Mitwisser.

Erst nach fünf Minuten, als der Gong zur siebten Stunde sich im Gebäude ausbreitet, traust du dich heraus. Die Luft schmeckt nach kaltem Zigarettenrauch. Vier durchtränkte Stummel verstopfen den Abfluss des Waschbeckens. Der Mülleimer mitten im Raum, umgestoßen, eine Seite eingetreten. Du warst Zeuge, wie Ben und die anderen sich in Stimmung gebracht haben. Inständig hoffst du, das Gehörte schnell aus deinem Gedächtnis zu bekommen. Der Nachhall in deinem Kopf ängstigt dich.

Als du die Klinke runter drückst, bemerkst du das Gekritzel auf der Innenseite der Toilettentür. Dicke, schwarze Eddinglinien, die in weißen Kunststoff beißen. Vorhin waren sie noch nicht da. Nicht die üblichen Liebesschwüre. Kein Lehrerbashing. Keine Telefonnummer, die Perverses anbietet. „Heute klatschen wir ...“

Für einen Augenblick setzt dein Atem aus. Dein Mund trocknet aus. Etwas rieselt durch deinen Körper bis in die Zehenspitzen. Du stellst dir Ben und seine Handlanger in Aktion vor. Eine Szene, die du aus Actionfilmen kennst, und die du nicht verdrängen kannst. Egal wie fest du deine Augen zusammenkneifst. Im selben Moment schmuggelt sich Neugier in deine Gedanken. Du fragst dich, ob sie es tatsächlich machen oder nur geprahlt haben.

Der Flur führt vorbei an den Kunsträumen. Er ist mit Bildern gepflastert, die du schon immer bescheuert fandest, die aber irgendeine bedeutende Aus-

zeichnung erhalten haben und deswegen nicht weg zu kriegen sind. Aus den Klassenzimmern links und rechts kriecht Unruhe durch den Türspalt.

Du überlegst, was du mit deinem Wissen anstellen sollst, aus deinem Kopf bekommst du es nicht mehr. Du könntest Mut beweisen, willst dich aber nicht bei den falschen Leuten unbeliebt machen. Und da ist die Spannung, die in dir prickelt, die Lust an der Gefahr weckt.

Gedankenverloren schiebst du dich bis zur nächsten Ecke und übersiehst Herrn Engelhard. Du gehst einfach an ihm vorbei, obwohl er dein Deutschlehrer ist.

„Sven? Ist alles in Ordnung“, fragt er mit dieser Schülerflüstererstimme, die nur Lehrer haben, die frisch aus dem Referendariat kommen. Du drehst dich um, vermeidest Blickkontakt und antwortest: „Alles okay.“

Ein ungeschriebenes Gesetz, das eine unüberquerbare Trennlinie zwischen Schülern und Lehrern zieht, verbietet dir, die Wahrheit zu sagen. Du bist folgsam, auch wenn der Nachgeschmack bitter ist.

Herr Engelhard legt seinen Kopf zur Seite. Sein Beruf hat ihn noch nicht genug frustriert, um dir das abzukaufen. Vielleicht schafft er es mit diesem Engagement einmal zum Vertrauenslehrer. Er verzieht keine Miene, macht einige Schritte auf dich zu. Seine älteren Kollegen hättest du mit dieser Nummer überzeugt.

Du zögerst, denn du hast die Wahl. Du könntest dich anvertrauen. Engelhard gehört zu den Guten!

„Herr Engelhard“ schallt eine sonore Stimme aus der anderen Richtung, lenkt ihn für den Bruchteil einer Sekunde ab, die du nutzt, um zu entweichen. Du Feigling! Loyalere Angsthase!

Du nimmst einen Seitenausgang, läufst über den Schulhof bis zu einem Eingangsstor. Das Schaben der Schuhsohlen nervt, da es dich an die Entscheidung erinnert, der du bisher ausgewichen bist. Eigentlich hast du jetzt frei, aber um einfach nach Hause zu gehen, weißt du zu viel.

Du schlüpfst in einen freigetretenen Pfad, der am Tor vorbei durch das Gebüsch führt, wo in den Pausen die Raucher zusammenstehen. Du streifst Äste, die mit einem knallenden Geräusch abbrechen, wie kurze, heftige Schläge. Plötzlich schneiden aufgebrachte Stimmen dazwischen. Hinter einer Steinmauer hockst du dich hin und wirst zum Gaffer.

Vor der Unterführung versperrt Ben einem Jungen den Weg, stößt ihn immer wieder zurück. Die anderen haben ihn umringt, grölen auf ihn ein. Etwas abseits bemerkst du zwei blonde Mädchen aus der Parallelklasse, die sich bemühen das Geschehen zu ignorieren. Irgendwie passen sie nicht hier hin. Sie sind zu zart und zu schön für die Situation.

Jetzt liegt der Junge auf den Boden, Ben drischt auf ihn ein. Du zuckst zusammen, als ob du den Tritt für ihn abbekommen hättest. Du bist erschrocken, wie nah dir die Gewalt gekommen ist, dass sie dich abstößt. Übelkeit steigt in dir hoch. Du wünschst dir einen Schutzschild, etwas, das die Brutalität aussperrt, wie unerwünschte Hunde.

Plötzlich ziehst du dein Handy aus der Tasche, schiebst es vor dein Gesicht. Die Welt dahinter zwei Millionen Pixel entfernt, ruckelnd, nicht mehr so bedrohlich. Ein Computerspiel. Du hast nichts mit ihr zu tun. Du kannst dabei sein und kommst trotzdem mit heiler Haut davon.

Schon immer hast du dich gefragt, wie solche Videos eigentlich entstehen, die von Handy zu Handy springen und den meisten blöde Kommentare entlocken. Nach zwei Minuten drückst du die Stopptaste und speicherst; klat-schenanunterführung.mp3.

Was wirst du jetzt damit anstellen? Auf YouTube ist so etwas verboten. Auf Facebook auch. Du könntest Leute aus deinem Adressbuch schockieren.

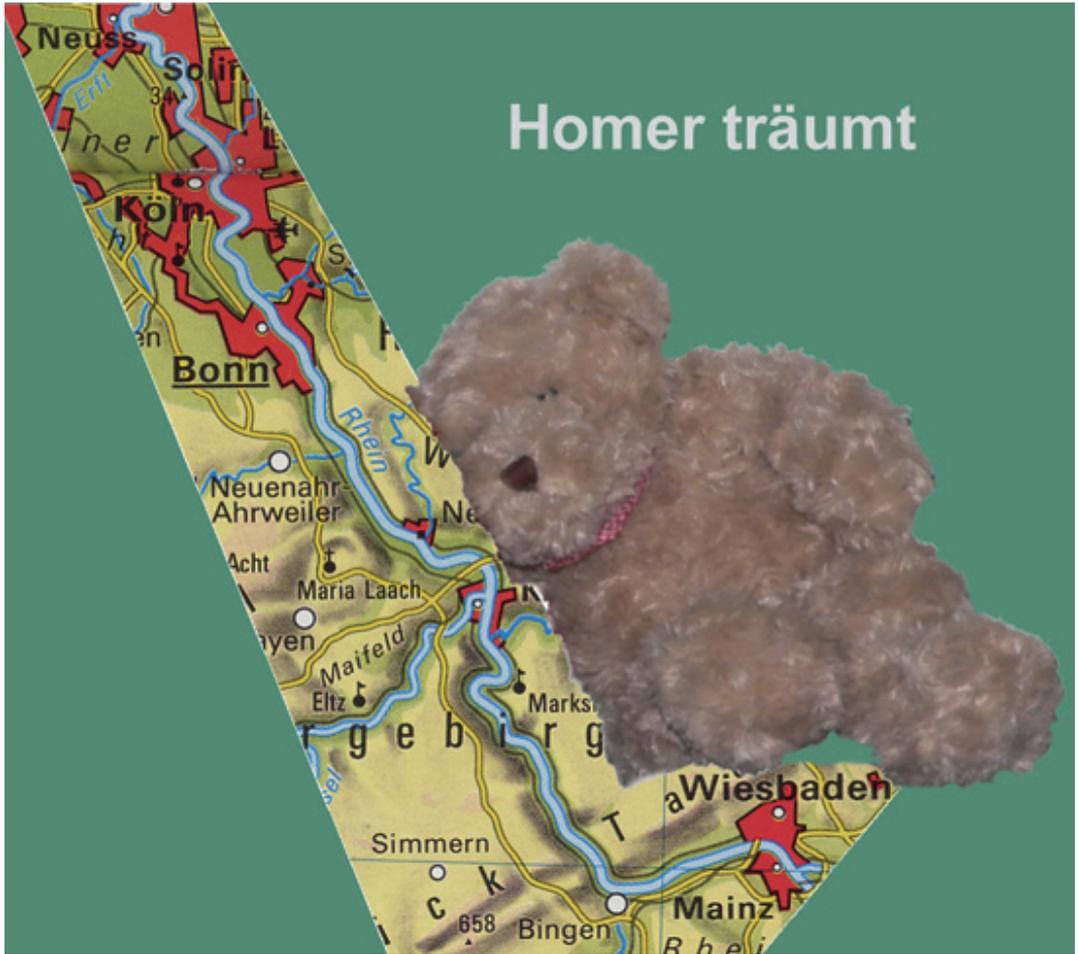
Oder eine eigene Website aufziehen. Es als Beweis nutzen. Tapfer sein. Du hast immer noch die Wahl und verweigerst dich.

Unbeachtet bist du den Pfad zurückgelaufen, schaust dir das Video erneut an, als diese Stimme dazwischen fährt: „Sven!“

Du siehst Herrn Engelhard in die Augen, der dich an der Schulter packt. Du windest dich, verlierst das Handy, trittst drauf, schlägst um dich und läufst davon.

Egal, was du jetzt machst. Du hast Schuld.

Homer träumt



eje winter

eine person geht weg

es geht jemand weg. verläßt den 43. Breitengrad. Abschied nimmt diese Person nicht, geht aber weg, entfernt sich. Sie will gar nicht aufbrechen. nicht in den Wochen zuvor, nicht später. schon gar nicht an diesem bereits in den frühen Morgenstunden überwarmen Tag. Sie hinterläßt auch kein Reiseziel. nur einen Ring. den haben die Nonnen vom Finger abgezogen. kaum ist sie fort, diese Person, nesteln die Nonnen an ihren Fingern herum, packen den Ring, stecken ihn in einen Briefumschlag. für das Kind. Das denkt aber nicht an den Ring, nur an die Küchenschaben. natürlich. in einer Küche wohnen Küchenschaben. im Dunklen. auf Tisch Stuhl Fußboden Fensterbank, auf der Liege, auf der sich das Kind in der Nacht ausruhen darf, wenn die Person nebenan im Zimmer schläft, statt schon fortzugehen.

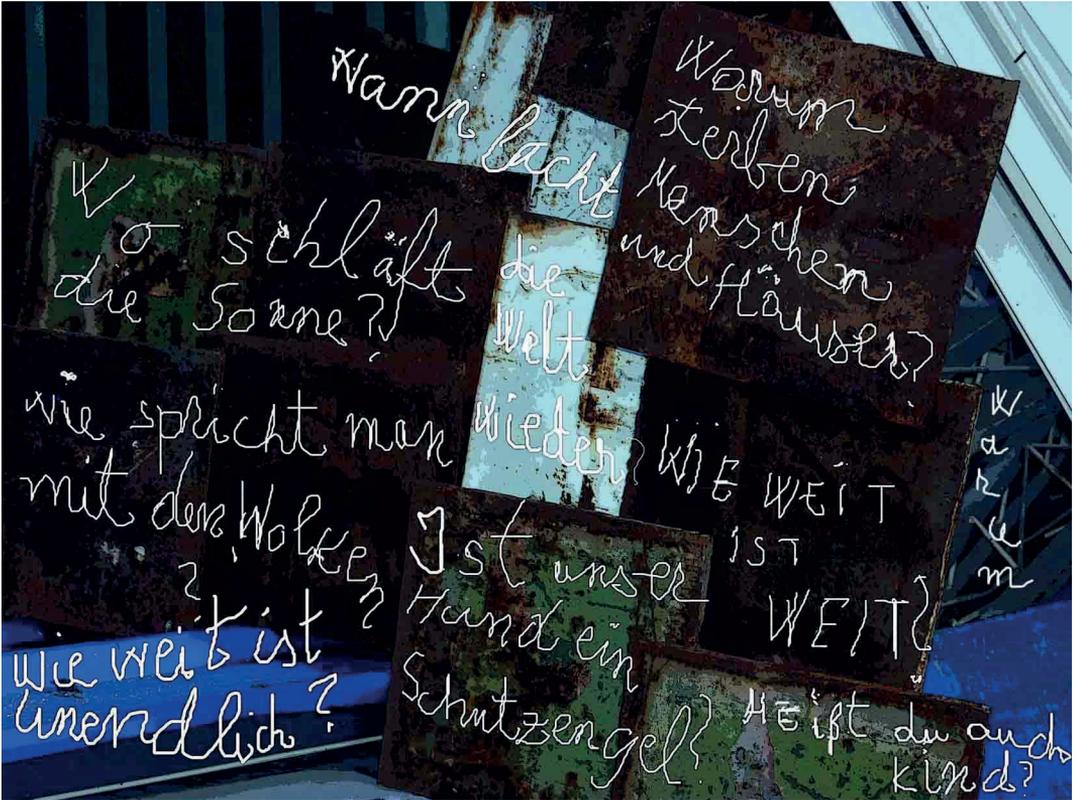
Heimatlos, ich werde Heimatlos, klagend die Person. Das Kind weint. der Person in die Augen schauend sieht es Angst. Bangnis. Herzensangst, denkt es. Das Kind weiß, die Person stirbt. ja, du stirbst, kann es nicht antworten. es kann nur antworten, nein.

die Person, sich entspannend: ich will dir glauben. im Angesicht des Todes würdest du mich ja nicht belügen, nicht wahr?

jetzt aber begibt sich die Person doch fort, in der Tat, sie schreitet die langen gekachelten Flure entlang, spaziert durch die Pforte, schlendert die Allee auf und ab, wendet sich zurück, betritt den Friedhof. schlägt sich in die Büsche. die niedrigen Steinbänke noch ausgekühlt, Tautropfen auf Begonien und Wundkraut, hie und da eine Amsel, ein paar Spatzen, eine Elster, Krähenvögel den Tag minutenlang begrüßend.

Das Kind hat mich vorgestern belogen, als ich es fragte, sagt die Person zu sich, ich mußte also doch sterben. und die Nonnen wuschen eben meinen Leichnam unsanft, bald wird er in die Friedhofskapelle gekarrt. abhanden wird er mir kommen. ich bin Heimatlos, klagt die Person.

Das Kind mit Tränen in den Augen. Beklommenheit. Unrecht tut es. es lügt. sein Schutzengel muß also wieder die ganze Nacht den Stern putzen. das lügende Kind den Stern verschmutzend. bei solcher Unwahrheit wird der Stern ganz ganz blind. der Schutzengel weinend, vor Anstrengung zusammenbrechend. und der Liebe Gott sieht alles, pflegte die Person zu bekräftigen. und die Küchenschaben in der Großküche, grübelt das Kind.



Wann Licht die Welt

Wann sterben Menschen und Häuser?

Wo schläft die Sonne?

Wie spricht man mit den Wolken?

Wieder? Wie weit

Ist unsere Hand ein Schutzengel?

Ist WEIT?

Wie weit ist unendlich?

Heißt du auch Kind?

W
a
r
u
m

Steve Kußin

Der Denker

Auf dem Campus:

Ein Ball, getreten von einem Kind, rollt auf eine Gruppe Studentischer zu, von denen einer bemerkt; der Ball: noch fern, recht langsam, sichtlich knapp vorbei gehen müssend am einen, der bemerkt; jetzt schon nah, näher, noch näher an dem, der bemerkt – allmählich: vorbei.

Das Kind rennt und holt den Ball. Auf die Frage der Umstehenden hin antwortet der Studentische, der bemerkte: „Ich hatte ja überlegt, den Ball anzunehmen.“



Gabriele Frings

Von den Füßen auf den Kopf - eine Hoffnung

Wie taufüßig
auf dünnem Eis
schiebe ich mich vorwärts
auf den Rückweg der Zeit
da aus ihrem Schatten
tauchen sie unverhofft auf
Kinderfüße so unverschämt leicht
springen sie hoch
über Vogelgräber
treten sie fest auf
den Bruch der Wolken
rücksichtfrei vorwärtsdrangvoll
da sie kommen mir entgegen
diese Kinderfüße so leicht
so unverstellten Schritts
ich bleibe stehen halte an
den Atem und hoffe
bis zum Schlagen der Wurzeln
dass sie verwachsen
mit meinen Füßen

Gabriele Frings

verschwiegener ort

(für w.)

vaterunser
auf bibelpapier
zwischen den fingern
gerollt
mit kraut
im graben
zwischen den zähnen
neben kameraden
unter beschuss
die aschige erde
zerrieben

enteint mit sich
doch nicht entzweit
mit der welt
im frieden auch
ohne bein um bein
und jugend um jugend

die kindheit unsre
in neubausiedlung
im wohlstandsland
die jugend dann
im friedensmarsch
wir nannten
die menschen und orte
beim namen und
auch die dinge
der vater unser er lächelte
und schwieg

Johann Michael Bauer

wozu noch lernen

halb die nase
begraben in tönernem
sand beobachte ich
drei kinder auf
einem sattel vor porösen
mauerresten springen sie hoch
schreien unzählige
unwiderlegbare dinge
beharren nicht darauf
recht zu haben allein
der klang ihrer stimmen
ist ihnen schön genug
um fortzufahren derweil
mein schädel
längst voll mit unfug
zu platzen ansetzt

Johann Michael Bauer

weisen

in blinder erwartung strichen wir
um die zurschaustellung unserer
behausungen lieferten uns wortgefechte
erhöhten uns in relationen trieben
unsere hoffnungen vor uns her
doch die sonne wollte nicht
kommen dunkel blieb es keiner
vermochte der erste zu sein und so
schwiegen wir leugneten weiterhin
bis ein kind endlich fragte
warum das licht begraben sei

Milo Staben

Überfahrt

Libellen zucken über dem Bach. Blau und grün, metallisch glänzend, manchmal zwei aufeinander.

Darunter, auf dem Wasser, zwischen all den blitzenden Sonnen, den Blättern, die ihren Halt verloren haben, den kleinen Fischen, die an die Oberfläche kommen und dem Wald ihren Namen nennen (später wird er sich erinnern und sie willkommen heißen), kommt ein kurzer, dicker Ast geschwommen.

Auf ihm nehmen wir mit unseren Gefährten Zuflucht. Ernste Menschen mit Glatze und grauem Wollmantel beachteten uns zu sehr, also fliehen wir.

Zu den Gefährten gehört immer ein kleiner Dicker, unserer hat auf seinem runden Kopf flachsgelbe Haare wie Stroh.

Ein Mädchen und ein Tier sind auch dabei. Das Tier ist ein Katzenhund. Es vereint nicht alle guten Eigenschaften seiner Eltern auf sich, sondern alle schlechten. Es leckt dir das Gesicht mit einer nassen, stinkenden Zunge, und willst du dich abwischen, kratzt es dir die Hand kaputt. Der Schwanz kann sich zwischen Wedeln und stillem Hochstehen nicht entscheiden.

Das Mädchen heißt Dorit. Wir könnten ihren Namen nicht schreiben und ihr Wesen nicht malen, so eine ist sie. Sie trägt ein Kleid, darauf sind große gelbe Blüten auf weißem Grund. An ihr sind alle Blumen gleich. Sie trägt auch kurze Haare.

Dies ist ein Kurzhaar-Fluchtboot. Langhaarige oder Glatzer dürfen nie auf unser Boot.

Dorit spricht mit dem Katzenhund und gibt ihm einen Namen: Dorit. Sind Mädchen sinnlos? Doch nicht. Sie zaubern in uns herum. Sie sind so dünn wie sonst nur wir selbst. Auf unserem Boot tragen sie das Los des Gleich-, aber Verschiedenseins. Wir sind uns gleich und sie sind uns gleich, aber verschieden.

Wir lieben das Steuern und steuern immer in die beste Richtung. Unser Boot ist das schnellste Fahrzeug auf dem Bach. Andere Wasserfahrer drehen sich erschrocken nach uns um, wenn wir an ihnen vorbeijagen. Die rasende Geschwindigkeit verlangt großes seemännisches Können und höchste Steuerkunst. Ein Hindernis umschiffen - da ist schon das nächste! Die beiden Dorits werden hin- und hergeworfen. Mädchen-Dorit bemerkt, wie gut wir steuern und flüchten können.

Am Abend, als es nach langer Fahrt dunkel geworden ist, darf Strohkopf, der seit der Abfahrt wie nicht vorhanden war, das Steuer übernehmen. Hier auf dem Meer kann ein kleiner Dicker mit gelbem Haar nichts falsch machen. Er ist ein Autopilot, in seinem Steuererlaubnisbrief steht der Name Pit.

Wir gehen nach hinten zu den beiden Dorits, ausruhen. Die Mädchen-Dorit hat das Tier verdreht zur Hundekatze. Jetzt wohnen nur die besten Eigenschaften seiner Eltern in ihm. Es leckt dir warm die Hand und reibt sich weich an deinen nackten Beinen. Dabei zeichnet der Schwanz schöne Achten in die Luft.

Das Beste ist, Mädchen-Dorit sieht mich an. Für immer und mindestens solange die Flucht währt. Da ist es nicht schlimm, dass Steuerfreund Pit sich versteuert hat. Unser Boot schwimmt - statt im weiten Meer für immer verloren zu sein - nur noch wenige Zentimeter vom Ufer entfernt.

Dort erwarten uns ernste Menschen im grauen Mantel.

Uns, die Passagiere der Überfahrt.

Geranaz Moussavi

An Wiegenliedes Statt

Umsonst steigst du die Leiter empor
Deine Hand reicht nicht an die glühende Wange des Mondes

Der Wald

ist nicht die Zeichnung deines grünen Stifts

Umsonst schreist du
Nur die Spatzen fliegen auf

Niemand legt dem Mond ein nasses Tuch um die Stirn
Wohin willst du fliehen?

Deine Zöpfe hat das Schicksal geflochten

Sie werden dich zurückbringen
Sie werden dich zurückbringen

Mädchen!

Umsonst brichst du dir die Knochen
Du wirst zwischen Tüll und Flitter verschwinden
und warten

bis die Salzwüste Knospen trägt

Hier ist nicht das grenzenlose Kinderland
Selbst der Nebel durchdringt den Stacheldraht nicht

(Übersetzung aus dem Persischen: Dr. Isabel Stümpel)

Geranaz Moussavi

Grünes Kleid

Kindergeschrei

verwandelt in der Kehle der Weidenflöten

Gewehr heißt in den Augen der Kinder:

Zwei Finger, zusammengepresst

Tod:

Augen zu, sich wälzen im Staub

Morgen

gerät das Phantasiegewehr auf dem papiernen Schiffsdeck

in Vergessenheit

Die grüne Kleidung, den Kindern der Welt einstmals zu gross

passt

auf einmal

(Übersetzung aus dem Persischen: Dr. Isabel Stümpel)

Uwe Mackert

Begegnung

Er war wieder in seiner
alten Stadt,
Pfingsten, Klassentreffen,
alles sehr lang her,
in der Stammkneipe, zerknittert,
und beim Flügelschlag der Fliege
ging die Tür auf und
er kam sich selbst entgegen,
die Haare lang, die Jeans geflickt,
neben ihm saß Lou Reed,
nichts hatte sich verändert
nur die Zeit schoss zusammen,
Jahre aufgelöst an diesem Kneipentisch -
hier entschied sich die Zukunft
für die Wahrheit, die klein blieb,
sie passte gut zwischen ihn und sich selbst,
ohne das Schicksal zu trösten.

Dominik Dombrowski

Eucharistie

Worte wie Onenightstand kamen mir / noch nicht in den Sinn
Dennoch / ich erhob mich früh aus den Kuchenbergen
meiner Kommunion / träumte die Eiswaffel / über dem Kinn
im Schatten der S-Bahnen von der schweißgestärkten
Polyesterbluse der Tante die Schenkel / nackt & billig darüber
bedruckt von durchnäßten Sonnen Scheine die ich ja hatte
steckte ich ihr noch keine / ins Dekolleté doch der Weg hinüber
wo es sich leben ließ wie in heißer schwarzer Zuckerwatte blieb
ein trübes Jahrzehnt lang mir noch Gespinst am Tisch
vor dem Abendbrot aber den Anzug fix fremdbestäubt
von verbotenen Stuyvesants da die Kerze der Morgen-
messe lag vergessen und weiß / wie geschnitten Fisch
im Dunkel zwischen den Geschenkpapieren verborgen
ließ ich blau vom Kirchenwein im Nu meine Finger fahren
unter der Tante Perückenbabel / Ach wie sie sich da stahlen
Heuschrecken an der Perlenschnur vom Tantenhals ab schnell
in den erhitzten Süden lauschend ihrem an den Haaren
herbeigezogenen Lächeln für die plauschenden Onkel

Ingrid Leibhammer

Die Kokosnuss

Er klopft an die Tür. „Was machst du so lange da drinnen?“, will er wissen. Ausgerechnet heute Morgen drängt er mich.

„Nur Haare waschen und trocknen. Dauert noch ein bisschen.“ Eine Stunde ungefähr, aber das sage ich ihm lieber nicht.

Ich will kein zerzaustes Vogelneest auf dem Kopf! Das Mittel muss dreißig Minuten einwirken. Die restliche Zeit geht für Bürsten und Föhnen drauf. Glatt und ordentlich will ich es haben, ein Haar neben dem anderen.

Beim Föhnen wandern meine Gedanken zurück zu der Zeit, als mein Haar nur noch kräuselige schwarze Wolle war. Nie will ich dorthin zurück, niemals. Lieber tot als dort leben müssen. Auf dem Mond hätte es nicht fremder sein können. Sie sprachen ein Kauderwelsch, das ich nicht verstand, denn ich konnte mich an kaum ein Wort erinnern. Der tägliche fade Maispapp hat mich angewidert; ich habe ihn nicht vertragen, Magenschmerzen und Durchfall davon bekommen und Medikamente gab es nicht. Meine Haut wurde rau wie Sandpapier von Staub und Sonne, ohne Dusche. Einen zwanzig Kilo schweren Wasserkanister hatte ich noch nie auf dem Kopf balanciert. Das Wasser schwappte hin und her, und schließlich fiel er herunter. Ich musste den ganzen Weg zurückgehen zur Wasserstelle. Mein Onkel schimpfte mich aus: „Die einfachste Arbeit auf der Welt schaffst du nicht. Alle anderen hier können das. Das ist überhaupt nicht schwer. Glaub ja nicht, dass du was Besseres bist. Jeder muss seinen Teil beitragen. Du hast zu gehorchen, wenn dir was gesagt wird. Du gehörst hierher, aber du bist keine von uns.“ Er spuckte vor mir aus. Und ich fühlte mich wie eine Filzlaus.

Als ich Wäsche waschen sollte für die Familie, packte ich gehorsam ein Bündel, nahm es auf die Hüfte und fragte, wo die Waschmaschine stehe, damit ich sie füllen könne. Die Frau sah mich verständnislos an, dann dämmerte ihr, was ich meinte, und sie lachte und konnte nicht mehr aufhören mit Lachen. Ihre Hand zeigte in Richtung Flussbett. Keiner hatte auch nur einen Funken Verständnis für mich. Sie aßen mit den Fingern ohne sich vorher die Hände zu waschen. Als ich nach einem Löffel fragte, kicherten sie

zuerst und prusteten dann vor Gelächter, dass ihnen die Krümel aus dem Mund fielen. Da bin ich losgelaufen. Zuerst Richtung Straße. Ich wusste ungefähr die Richtung, wo Windhoek lag. Dort gab es Menschen, die meine Sprache verstanden. Zwei von ihnen nahmen mich auf.

Bei Tisch beklagt er sich über die dummen Kaffern, die sich mit beiden Händen auf dem Hackenstiel aufstützen statt zu jäten. „Die brauchen ständig einen Aufseher, der sie antreibt. Seit dreißig Jahren immer das Gleiche. Aber Ansprüche haben die neuerdings, man muss ja froh sein, wenn sie überhaupt noch zur Arbeit kommen“, schimpft der Baas und sein Gesicht färbt sich rot vor Ärger.

Ich studiere das Muster des Damast-Tischtuchs und bleibe stumm. Was soll ich dazu sagen?

In diesem Haus bin ich weder Fisch noch Fleisch bei diesem Thema. Am liebsten würde ich unter dem Tisch versinken. Stattdessen gehe ich in mein Zimmer, das sie mir als Rettungsinsel angeboten haben. Siegmund und Gudrun hatten damals den Mut, für mich einen Durchschlupf in ihrem hohen Schutzwall zu öffnen.

Nach dem Abendessen lasse ich die Rollläden runter - eine lästige Vorsichtsmaßnahme zum Schutz des Hauses, denn eigentlich schlafe ich leichter ein, wenn ich draußen die Bäume ahne und die Singvögel mich in den Schlaf lullen.

Ich drifte in die Ferne und sehe unter den Sternen ein verwünschtes Schloss vor mir. Mit einem grünen Park und einer hohen Bruchsteinmauer. Eine blonde Frau tätschelt mir die Wange und sagt: „Hallo, du süßer Mohrenkopf. Magst du ein Plätzchen, mein Engelchen?“ Und ich rieche den Duft und höre die Lieder, die wir zusammen gesungen haben. Jeder von uns hatte sein eigenes weiches Bett. Und wir begriffen nur langsam, dass wir hier kein Brot unter dem Bett horten mussten für Zeiten des Hungers. Tante Erika und Onkel Günther passten gut auf uns auf, versorgten und behüteten uns Flüchtlingskinder, dass es uns an nichts fehlte. Sie brachten uns bei, wie man aufräumt, eine Uhr abliest und für die Schule lernt. Und das taten sie jahrein jahraus über viele Jahre. Bis wir fast erwachsen waren. Dann mussten wir das Schloss von einem auf den anderen Tag verlassen und wurden auf den zehnstündigen Flug nach Süden geschickt.

Am nächsten Morgen blinzele ich ins Sonnenlicht, lächle und strecke mich unter der Bettdecke. Es war ein Paradies für uns dort im Schloss in dem Land im Norden. In zwei

Stunden werde ich eine deutsche Touristengruppe in Empfang nehmen und ihnen meine Heimat zeigen und sie auch in den Etoscha-Park führen. Und sie werden sich verwundert umblicken nach der akzentfreien Stimme, die zu keinem Gesicht der Umstehenden passen will. Pfeifend hüpfte ich beschwingt die Treppe hinunter. Ich bin gespannt auf die Überraschung und die vertrauten Klänge.

Als ich von der Führung zurück bin, ruft der Baas mich zu sich. Er will immer alles erfahren und sein Haus in tadelloser Ordnung halten, er ist nun mal der Boss.

„Wann hast du die nächste Klausur, Udako?“, will er von mir wissen. Gudrun und er interessieren sich für mich, als wäre ich ihre Tochter. Ich darf sogar meine Freunde aus dem College mitbringen. Nur Benny nicht.

„Die Klausuren sind okay. In einer Woche hab ich wieder eine. Der Prof braucht ewig für die Korrekturen. Und ich kann seine Anmerkungen kaum lesen. Habt ihr die mal gesehen? Eine Sauklaue! - Gudrun, schau mal, wie findest du mein neues Outfit? Kann ich das bei der Abschlussfeier in drei Wochen tragen?“

„Hmm, na ja, wir sind hier ein bisschen konservativ, Kindchen. An deiner Stelle würde ich was Hochgeschlossenes wählen. Du fällst sowieso auf unter den anderen. Das hier kannst du für die abendliche Disco anziehen“, sagt die vorsichtige Gudrun. „Dein Haar ist übrigens dieses Mal sehr schön geworden, glatt und glänzend!“ Ihre Hand streicht über meinen Hinterkopf.

„Ach, Spielverderber, in der Hitze hochgeschlossen brav ist doch blöd“, maule ich. „Kann ich doch nichts dafür, dass ich aussehe wie ein Rußfleck auf der weißen Blüte. Aber vielleicht hast du Recht, ich sollte nicht provozieren. Ich habe Glück gehabt, dass die mich dort aufgenommen haben, sogar mit Stipendium. Ach, übrigens, ich bin gleich weg, schnell noch in den Park, eine Runde joggen.“ Ich zwinkere ihr zu. Und fange einen missbilligenden Blick vom Baas auf. Ich glaube, er ahnt was.

„Hi, Benny! Wie geht's?“, rufe ich dem dösenden jungen Mann im Schatten unter dem Guaven-Baum zu, den ich so gerne mag, weil seine gute Laune immer auf mich abfährt. Er ist ein Eulenspiegel, der mich zum Lachen bringt mit seinen Faxen. Dann steckt er mir einen seiner Kopfhörer ins Ohr und tanzt mit mir auf dem Rasen. Er trägt ein Muscle-Shirt und Trainingshosen, seine dunkle Haut glänzt.

„Hey, Süße, hast du was für mich?“, fragt er.

Ich weiß, was er meint. „Nö, kennst mich doch. Aber ich habe dir was anderes mitgebracht.“ Grinsend drücke ich ihm ein Buch in die Hand: Goethes ‚Faust‘.

„Dieser Stoff wird dich faszinieren, Benny.“

Er lacht und knufft meinen Arm. „Faust I oder II?“, will er wissen.

Ich kenne ihn vom Schloss, wir waren zusammen in einer Klasse. In Mathe ließ er mich abschreiben. Und ich schrieb die Aufsätze für ihn. Zusammen hätten wir ein gutes Abitur gemacht. Wenn sie uns die Chance gegeben hätten. Ich habe meinen Abschluss hier geschafft. Aber er nicht. Er weiß nicht, wohin mit sich. Auf dem Flug zurück ist er sich irgendwie abhanden gekommen. Nun wohnt er im Park und wirft ein, was er kriegen kann. Er ist immer unbekümmert und lacht die Ödnis weg zusammen mit seinen Kumpeles.

Gudrun lächelt, als sie spätnachmittags in meinen geöffneten Kleiderschrank sieht: Kante auf Kante.

„Typisch!“, sagt sie. „Und dein Bett machst du wohl mit dem Lineal, Liebchen, oder? Schau mal, das hier kannst du zur Feier tragen.“

Und sie holt die weiße Bluse zum schokoladefarbenen Hosenanzug aus dem Schrank. Dunkelbraun! Ich gehe doch nicht zu einer Beerdigung! Aber dann lenke ich ein, Kompromisse sind klüger. Ich werde mir ein buntes Tuch in unseren Nationalfarben kaufen und dazu tragen. Weiß und braun sind tatsächlich meine Farben, denn ich bin eine Kosnuss.

Während der Unabhängigkeitskämpfe der SWAPO in Namibia wurden über 400 Kinder aus Flüchtlingslagern ab dem Alter von drei bis vier Jahren in die damalige DDR geschickt und dort in Kinderheimen erzogen, bis die SWAPO 1990 die Regierungsgewalt übernahm und die Rückführung der Kinder, mittlerweile Teenager, nach Namibia erfolgte.

Ines Hagemeyer

irreal

fänd ich den Zauberweg
dahin
zu dem der ich mal war
trieb ich die Unrast aus
wodurch ich eiligst wuchs
verworfen hätt ich längst den Alp
der sich in mir vergrub
löste den Knoten
der mich zum Schweigen zwang
und würde sprechen

barbara-marie mundt

traum(a)

die ich nicht sein soll bin ich nichtsdestotrotz, stehe neben mir und ergreife meine hand, hoffend, dass ich mich nicht erkenne denn ich bin wild, streitlustig, widerspenstig, bin wie mich noch nie einer haben wollte und bin frau, die mann will.

ich muss mich neu erfinden, geduldig, sanftmütig, schweigend auch. träume von mir, wie ich seine hand ergreife und hoffe, dass er mich nicht erkennt. es heißt, adam erkannte sein weib. owe. zum glück hatte er da noch nicht vom baum der erkenntnis gegessen – oder etwa doch? das konnte nicht gut gehen.

ich träume von mir, wie ich mich verberge im unterirdischen versteck, und möge er mich bloß nicht finden. und stehe neben ihm in meiner verkleidung mit der tarnkappe; zitternd übe ich spagat. das ist sehr schwierig in meinem alter und schmerzhaft, man muss es von kind an gewohnt sein. da hat jemand an mir versagt.

ich übe sagen: ach hätten sie mir doch den widerspenst ausgeprügelt vor jahren, ja, damals als es noch sinn hatte. ach hätten sie doch. ach hätte ich mir doch den dickschädel zerfallen, oft genug versucht habe ich es ja. endlich wird mir klar, warum ich immer auf den kopf gefallen bin. zu spät.

ich erfinde mich neu.

ich träume von dem dorf mit den toten fenstern. man kommt aus dem grün und plötzlich ist keine farbe mehr. schwarz und weiß, grautöne kommen vor. aus den fensterhöhlen starren keine augen, in den schaufenstern liegen keine toten tiere, auf den buckeligen straßen fahren keine fahrzeuge und ich höre kein geräusch. ich gehe auf der straße und höre nicht meine schritte. ich schaue in ein schaufenster und sehe nicht mein spiegelbild. der bleierne himmel kennt keine sonne und nie hat hier ein veilchen geblüht. aus keiner ferne heult kein hund und in keinem unrat wühlen keine ratten. total tot.

ich wache auf inmitten einer nacht. der nachbarhund krächzt seinen protest gegen die kette rhythmisch und gleichförmig in die dunkelheit. diese dunkelheit ist blau. die wärme neben mir hat arme und beine und atem bläst mir ins gesicht. meine nacht ist mit farben durchdunkelt. ich träume nicht.

barbara-marie mundt

Abzählreimrap

ene mene mu
keiner schaut zu
wenn die mama unter nachbars decke kriecht
und der papa am abend nach schnapsleiche riecht

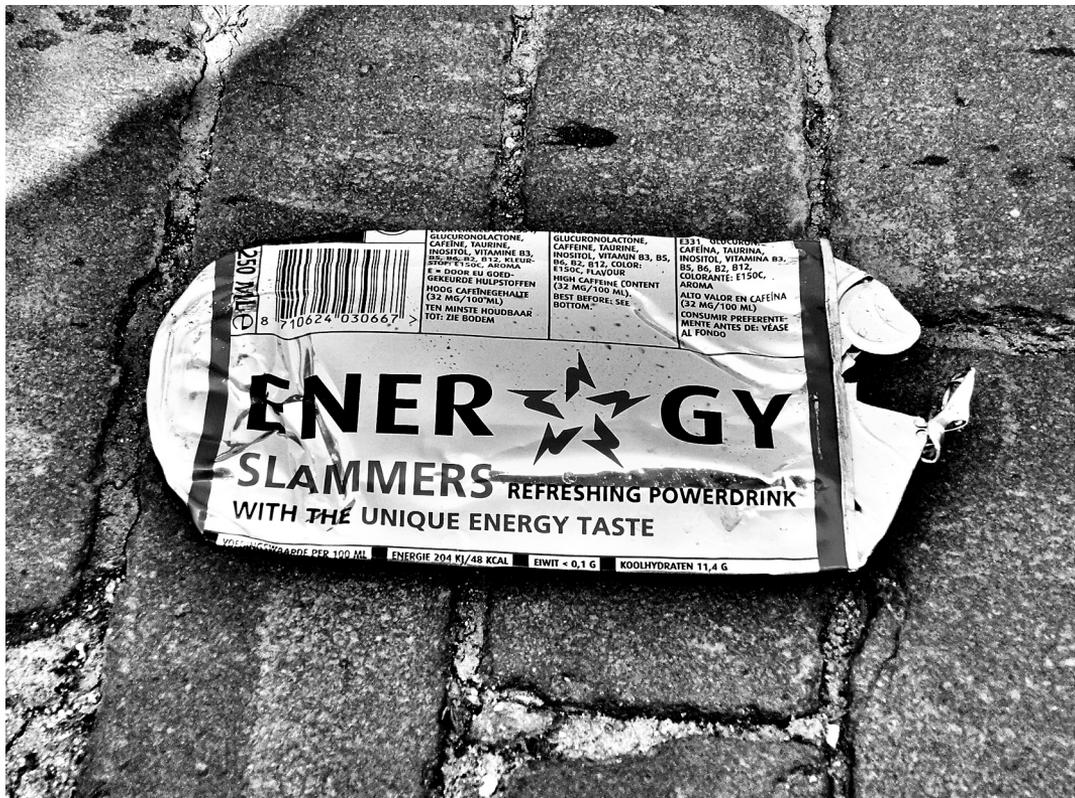
eins zwei drei
was ist schon dabei
bei tisch wird gestritten dass die fetzen krachen
und dabei sollst du deine schularbeiten machen

eine kleine mickymaus
zog dir deine hose aus
es war ganz dunkel und du konntest nix sehn
halt deinen mund und es wird dir nichts geschehn

ene mene tintenfass
für das leben lernst du was
bei wem wirst du wohnen wenn die eltern sich scheiden
kannst du mama oder papa oder oma besser leiden

eine kleine dickmadam
fuhr mal mit der straßenbahn
weglaufen wolltst du, vor den augen kein ziel
eltern und jugendamt halten davon nicht viel

ene mene maus
und du bist raus



250 ML



GLUCURONOLACTONE,
CAFEÏNE, TAURINE,
INOSITOL, VITAMINE B3,
B6, B2, B12, AROMA,
E = ROOD E150C,
GEKEURDE HULPSTOFFEN
HOOG CAFFEÏNEGEHALTE
(32 MG/100 ML)
TEN MINSTE HOUDBAAR
TOT DE BODEM

GLUCURONOLACTONE,
CAFFEINE, TAURINE,
INOSITOL, VITAMIN B3, B5,
B6, B2, B12. COLOR:
E150C, FLAVOUR
HIGH CAFFEINE CONTENT
(32 MG/100 ML)
BEST BEFORE: SEE
BOTTOM.

E321 - INOSITOL,
CAFÈINA, TAURINA,
INOSITOL, VITAMINA B3,
B5, B6, B2, B12,
COLORANTE: E150C,
AROMA
ALTO VALOR EN CAFÈINA
(32 MG/100 ML)
CONSUMIR PREFERENTE-
MENTE ANTES DE: VEASE
AL FONDO

ENERGY

SLAMMERS REFRESHING POWERDRINK

WITH THE UNIQUE ENERGY TASTE

VOEDINGSWAARDE PER 100 ML ENERGIE 204 KJ/48 KCAL EIWIT < 0,1 G KOOLHYDRATEN 11,4 G

Dina Muric

Der Anfang (es ist zu spät)

Der zwanzigste Geburtstag, die Stille, dann sah ich einen Engel im Park.
Es naht das Ende, dachte ich, ich werde sterben, wenn ich ihn nicht wieder sehen kann.

Beinah berührte ich durch das Spinnengewebe sein Gesicht,
während er seine Schuhspitzen anstarrte, als wären sie ein unbekannter Punkt in der Ferne.

Sie gibt es doch nicht! Wie ist das nur möglich?

Als ich sie mir früher vorgestellt habe, hatten sie stets ein lichtblaues Haar, wie eine Mozartperücke, blaue oder grüne Plüschklamotten und rote Lippen.

Nur dieser war anders. Vorwärts gebeugt, wie ein verletzliches Kind,
die unsterblichen Hände, die zum Himmel reichen und die Bläue ringsum
die durchsichtigen Augen.

Ein anderer Abend,

er klappt den Kragen seines Mantels hoch, ich sehe, wie er friert, und frage ihn nach der Zeit.

Er sagte, dass er sich auf die halbnasse Bank setzen will, um den Himmel zu betrachten.

Wir beide wussten, dass es an jenem Tag nicht geregnet hat.

Er sagte, er wäre nur wegen der guten Luft da und hätte mir nichts Besonderes zu sagen.

Er sagte, dass er gehen und diese Stadt für immer verlassen will, er nannte sie, die Stadt, welche die Menschen um ihre Träume bestiehlt. Träumen die Engel so, wie wir Sterbliche?

Ich habe nichts gesagt, diese Schmerzen werden nie von mir weichen. Ich hörte, wie der Staub den Boden berührt, einen sonderbar skelettartigen Gesichtsausdruck und azurblauen Abgrund, der nirgendwohin führt.

„Bist du froh“?

„Es gibt so viele Arten zu lächeln, wenn wir alles, was dahinter steckt, aufdecken könnten, dann wäre diese Stadt ein wunderbarer Ort für unsere Morgendämmerungen.“

Werner Weimar-Mazur

fußnote

nachzutragen bleibt:

als ich ein kind war
umgaben purpurhecken unseren garten
unter den dornen
zitterte das gefieder eines vogels im frühlingwind
ein zeisig – tot

das alte gartentor
aus verwitterten holzlatten
nur einmal stand es offen
als großvater über die allee
zum friedhof getragen wurde
nie wieder kamen so viele menschen
in unser haus

der erdboden bei der großen mauer
war noch gefroren
das gras braun und flach gedrückt vom schnee
mutters verweinte augen

ich pflückte schlüsselblumen
und buschwindröschen
du hast mir zugeschaut
tiefflieger flogen über das dorf

wir haben dem zeisig ein grab geschaufelt

Siegfried Mundt

Beste Mama!

Du wartest schon viel zu lange auf meinen Brief, außerdem sollte ich längst wieder zu Hause sein. Jedoch gab es hier Ereignisse, die meine Abreise verzögert haben. Es fing ganz harmlos an. Nachdem ich in Taormina alle Stätten besucht hatte, die Du mir im Reiseführer angestrichen hattest, ging ich, wie es im „Faust“ so schön heißt, vor die Tore, um etwas Bewegung und Ruhe zu haben (Fausto heißt auch mein derzeitiger Gastgeber). Es kam ein hilfsbereiter Autofahrer, der mich mitnahm. Ich wollte eigentlich nirgendwo hin, schon gar nicht dahin, wo der Fahrer schließlich hinfuhr. Aber es war ihm nicht begreiflich zu machen; er winkte immer großzügig ab, wenn ich Einwände machte.

In einem netten, kleinen Dorf (irgendwo in den Bergen, Genaueres weiß ich nicht) ließ er mich aussteigen und machte Zeichen, dass wir uns in einem Lokal erfrischen sollten. Der Mann wurde auf der Straße in ein Gespräch verwickelt. Ich ging zum Café, hauptsächlich um nach einem Telefon oder Taxi zu fragen. Da begegnete mir ein wunderschönes Mädchen. Es lächelte mich an und ich warf ihr Kuschhändchen zu. Sofort kam, mit erhobener Stimme schimpfend, ein eleganter Herr gelaufen. Sein Kopf wurde immer dicker, die Farbe schließlich so rot wie bei Schlachtermeister Dröge.

Ich ging sofort in Kampfstellung. Ballte jedenfalls meine Faust. Zunächst nur in der Hosentasche, denn die Lage war befremdlich. Ich ballte also, öffnete, ballte. Mir scheint es jetzt so, als hätte ich mich doch eher vor Verlegenheit durch die Hosentasche gekraut. Es ist schließlich die Bewegung des teilweisen Ballens. - Du hast mir früher, wenn Du mich dabei erwischt hast, immer mit dem Schuhanzieher auf die Finger gehauen, weißt Du noch? -

Der wilde, puterrote Kerl sah auch auf meine Hose. Er wurde plötzlich bleich wie ein Hotelhandtuch. Als er auf mich losstürmte, zog ich die Hand aus der Hosent-

tasche und hob sie rasch offen und beschwichtigend hoch. Der Sizilianer brachte mit Schwung sein Kinn direkt auf meine Lebenslinie. So blieb er stehen, bekam Basedow-Augen, Blut kam ihm aus dem Mund und schon ging er in die Knie. Natürlich hatte er sich auf die Zunge gebissen.

Ein paar Leute aus dem Café kamen finster blickend auf mich zu und hinter mir kamen andere, die sich vor Vergnügen gegenseitig auf die Schultern klopfen. Diese Fröhlichen kreisten mich ein, lachten mich an und schlugen auch auf meine Schultern. Sie trugen mich mehr als sie mich fortführten. Ich dachte gleich: Entführung, Lösegeld und die arme Mama! Wir fahren alle auf einem kleinen Lastwagen, wie Onkel Krischan sie für seine Schiffsausrüster hält, zu einem Gehöft tief in einem Tal.

Dort wurde ich auch den andern Männern vorgestellt. Der Hof ist gut besetzt, das muss man sagen. Bald verliefen sich die Leute wieder. Sie haben Lagerräume in Berghöhlen wie die alten Nibelungen. Die Leute sind sehr freundlich. Fausto (Du weißt: mein Gastgeber) lacht gerne und lauter noch als Frau Dr. Amsinkh, wenn Ihr beim Tee sitzt, allerdings herzlicher als sie und nicht so besorgt um sein Gebiss. Er hat mir gezeigt, wie man den Dienstmädchen aus Spaß auf den Arsch haut. Ich hoffe, Du entschuldigst den Ausdruck. So heißt es hier eben, ich habe im Diktionär nachgesehen. Sowieso lerne ich so schnell es geht die Sprache. Es gibt hervorragendes Essen. Ich will nichts gegen Deine Küche sagen, es ist hier in den Bergen nur alles würziger und fettiger auch. Das reizt den Appetit. Im Hotel war das Essen nicht so ansprechend. Ich habe jedenfalls kräftig zugenommen.

Concetta findet das gut. Sie näht mir auch gern einen Keil in meinen Hosenboden. Concetta ist eine der Mägde, ein entzückendes, dralles Wesen. Sie bemutert mich regelrecht, natürlich nicht so wie Du. Als einmal ein Mannschaftswagen mit Polizeibeamten kam, die irgendein Anliegen hatten, liefen die meisten Männer hier- und dorthin, um sich zu verbergen. Ich tat es ihnen nach, zwar ohne Grund und eigentlich ähnlich wie beim Versteckspiel auf Onkel Ludwigs Gut früher, und verkroch mich in ein Bett. Weil ich etwas länger als nötig liegen

blieb, wurde ich nach Feierabend gewahr, dass es Concettas Bett und ihre Kammer war.

Ich merkte bald, die Mädchen sind hier zu ungezwungenem Verhalten aufgelegt, wenn auch nicht öffentlich. Hoffentlich wirst Du nicht (zu überraschend für Dich!) Oma eines Sizilianers. Du hattest mir alles anders erklärt, jedenfalls hinsichtlich eines Auslandsaufenthaltes. Mir ist klar geworden, dass jeder gemäß seinen Vorlieben seine zukünftigen Angewohnheiten selbst erkunden muss. Hier ist nun meine Entscheidungsfreudigkeit gefragt. Zum Beispiel, wenn die Mädchen überraschend die Kammer wechseln, ohne mich rechtzeitig zu informieren. Morgens kann ich immer lange ausschlafen und mich erholen. Die Knechte sind viel unterwegs, manchmal auch nachts, sie brauchen meine Hilfe nicht.

Um dies Briefpapier zu kaufen, war ich im Dorf. Dort schoss jemand auf mich, den ich nicht sehen konnte und wahrscheinlich nicht kannte. Fausto war in der Nähe. Er lachte nur und sagte, er kaufe mir ein neues Hemd. Ich erzählte ihm von van Gogh, der dann ja auch nur ein Ohrläppchen hatte. Fausto konnte sich keinen Reim darauf machen. Vielleicht kennt er keine ausländischen Maler. Apropos Maler, Fausto hatte einen englischen Landschaftsmaler als Gast. Der hat ein Bild von Concetta und mir gemalt. Bald sende ich es Dir. Der Maler wurde wieder in die Stadt gebracht, nachdem eine Geldsendung bei Fausto eingegangen war.

Nun sind die Blätter fast vollgeschrieben. Ich schließe mit den besten Grüßen an die Verwandten, Dein Kaffeekränzchen und Minna.

Dich grüßt ganz besonders herzlich

Dein Friedhelm

Georg Walz

Farbe auf der Zunge

Zwing
farbiges Ich auf öde Flächen
sprüh
deinen Murks nach überall

Tat zählt
nicht das Ergebnis
Adrenalin jagt dunkle Nacht
war so wild

saug farbige Nebel
in deine Lungen
das war nicht Ich
behaupten
gefärbte Zungen

Georg Walz

Stirb – im Lächeln der Kindersoldaten

Im Rot des Blutes
betrügt Gier der Macht dich um Kindheit
als Neugier in der Steppe laufen lernte
gaben sie kindlicher Naivität
Krieg zum Spiele

erschieß den Haß
wo immer du ihn siehst
du glaubtest an das Wort des falschen Vorbildes
und spieltest gern dies Spiel

als in der untergehenden Sonne
du all die toten Körper sahst
die Hyänen zum Fraße dienten
weil dein Lachen sie zerfetzte

nahmen sie dir den Hunger
erstickten die Not des Aufbegehrenden?
im Gifte der Drogenabhängigkeit

neu berauscht
wurdest du zur Bestie



Anhaltendes Störgeräusch

Seine Zunge fuhr leicht, fast schüchtern, über ihre Brüste; er spürte, dass sie es mochte. Sie lächelte im Dunkel, fühlte sich an die raue Zunge ihres großen Schnauzers erinnert, der seit langem tot war. René pausierte, vielleicht, um ihr Gelegenheit zu geben, ihm Inständiges zuzuflüstern, zärtliche Laute, deren Bedeutung er kannte, ohne ihre Silben verstehen zu müssen.

Er mochte es, wenn Elsa sich an ihn schmiegte, wenn sie sich ihm und seinen Berührungen so überließ. Wobei vielleicht nicht nur ihre Hingabe ihm gut tat, sondern dieses selbstverständliche Zutrauen zu ihm. Darin war Heimat enthalten.

Als er noch ein Junge war, hatte es ihn auf eine nicht zu beschreibende Weise glücklich gemacht – ja, glücklich – wenn die Katze auf seinen Knien sich seinen streichelnden Händen vollkommen furchtlos überlassen hatte. War ihr Schnurren nicht ein wunderliches, ein kostbares Geräusch gewesen?

Gab er nicht selber diese sanften Wohlfühllaute von sich, wenn Elsa ihn kostete? Anfangs hatte sie ihn manchmal ausgelacht deswegen; ein zärtliches, ein zustimmendes Lachen war das gewesen. René spürte, wie ihre Brustwarzen hart wurden; man würde zu anderem übergehen dürfen.

Da! Das Geräusch! Wieder dieser verdammte Ton ... Lass das! Bilde dir gefälligst nichts wieder ein! - ermahnte sich Elsa im Innern. Sie strengte sich an, ihre erotische Konzentration aufrechtzuerhalten. Es gelang ihr

nicht. Sie musste dieses Geräusch wahrnehmen, obwohl es erst an die Grenze des Hörbaren reichte.

Unbedingt musste es ihr gelingen, das Geräusch zu entwerten, vielleicht, indem sie es zu beschreiben suchte. Surrend? Nein. Brummend? Raselnd? Nein. Sirrend? Zu hell. Heulend? Nein, alles falsch. Jetzt meldete das Ohr ihrem Hirn ein veritables Geräusch.

René hatte nachgelassen in seinem langen Liebesprogramm, hatte geduldig noch einmal behutsam von vorne begonnen, hielt seine Nachtgefährtin enger an sich gedrückt, fuhr ihr leicht mit halb geöffneten Lippen übers Haar, spürte indes, wie ihre Unruhe wuchs. Plötzlich hörte er es auch.

Ja, ich weiß, - sagte Elsa kleinlaut. Sie drehte sich auf die linke Seite, ihre Einschlafseite, um zu entspannen. Es half nichts.

In der Mittagshitze – dieser Juli 45 ist sehr heiß – steht das Kind auf den breiten Natursteinplatten, die den Weg zum Hauseingang pflastern. Das ist ein langer Weg zu Tante Milas Haus, meint die Vierjährige, in das man sie mit Mutter geschickt hat. Evakuiert, sagen die Großen. Da steht ihre Mutter vor der geöffneten, dunklen Haustür, an deren Holzeinfassung zwei geschnitzte Löwenhäupter wachen. Billa und Berta nennt Elsa sie, denn sie weiß noch nicht, dass Löwenmädchen keine Mähne haben.

Plötzlich rast ein englischer Tiefflieger mit anschwellendem Motorengerdröhn immer tiefer und zielt auf das Kind. Mehrmals. Das kleine Mädchen läuft wie verrückt. Rasend schnell rennt es, automatisch im Zickzack. Die Hasen flitzen doch so, Haken schlagen sie, anders als die Igel, auch wenn die immer schon da sind.

Zwei weitere Schüsse treffen das Kind nicht.

Gerettet! Ins Dunkel des Hauseingangs ... Das Kind bringt keine Silbe heraus. Nicht nur, weil es außer Atem ist, antwortet es nicht, als die Mutter ruft: Ach, mein kleiner Schatz, wir haben es geschafft!

Wir? Warum hatte Mami nicht versucht, ihre Elsa schnell ins Haus zu holen, sie möglichst rasch an sich zu reißen, damit sie nicht auf den unregelmäßigen Steinen stolpere? Warum hat sie ihren kleinen Schatz nicht gedeckt? Ob Löwen auch Haken schlagen, wenn sie flüchten? Berta und Billa freuen sich mit Elsa, das sieht sie.

Mutter und Tochter gehen nach oben, zu Tante Mila. Auf diesen Schrecken hin muss Elsas Mutter mit der Tante erst mal eine rauchen, sagt sie.

René drückte sie an sich. - Es ist doch bloß ein kleines, fernes Ding, ein Postflugzeug vielleicht, schätze ich. Es fliegt doch fast jede Nacht. Elsa, es ist schon vorüber. Komm doch. Er nimmt sie in den Arm.

Bernd Beißel

Herbstdeiche

da drüben, der himmel, ist
welk, das chlorophyll der wolken
zersetzt sich, freischwebenden

stoffwechsel atme ich, von alt
auf tot, die rinder dahinten sehn rot
aus, am hang, letzte sonne

beglückt ihre leiber, sie drehn sich
in den schartigen spießen der masten, ja,
hier gibts auch ein schiff, der held meines dorfes

bunkerte da kohlen und fisch, fernweh und fuhr,
bis er kein ufer mehr sah. Von dieser weite
erzählt er noch heute

den enkeln der mädchen, und
sitzt da, als wüßte er noch
von einem anderen land

Bernd Beißel

In der letzten zeit

sehe ich da drüben
immer diese graue insel,
dort stimmt jede angst,

sie wächst, wie hier
meer und zeit und jeder herzschlag
mein land zerreiben,

an der küste, an der anlegestelle,
rostig und morsch, besuchen uns jetzt
seit kurzem die wilden pelikane,

leer ihre schnabelsäcke, sie bauen
keine nester, aber sie versprechen,
sie werden mich fliegen

Susanne Schmincke

Kinderspielzeug

Ihr Gesicht war faltenlos, Lichtjahre entfernt von jeglicher Mimik. Der weiße Bär auf ihrem Schoß blickte knopfäugig ins Leere. Die Tochter hatte einen zweiten identischen Bären besorgt als Reserve, wenn einer dreckig wurde, vollgekleckert mit Soße beim Füttern. Dieser wartete im Einbauschränk auf seinen Einsatz.

Sie hielt den Bären immer mit beiden Händen kraftlos fest, gerade so, dass er nicht herunterfiel. Morgens nach dem Anziehen und Frühstück schob eine Pflegerin sie im Rollstuhl in den Aufenthaltsraum vor dem Gang, an dem die Zimmer lagen. Alle vorbeigehenden Personen blickten auf die Frau mit Bär, Tag für Tag, und alle dachten dasselbe.

Ab und zu fuhr sie mit dem Daumen der rechten Hand über das weiche Fell, streichelte seinen Bauch, kaum wahrnehmbar für die Passanten.

Eines Tages kurz vor Mittag hatte sie die Augen geschlossen und der weiße Bär lag auf dem Boden.

Die Tochter musste später überlegen, ob sie ihn im Restmüll oder im Gelben Sack entsorgen konnte.

Franz Hofner

Männer, die im Kindbett sterben

I

Hört das denn nie auf? Ein Stöhnen,
weil ein Neunzigjähriger ihr in den Ausschnitt starrt.
An guten Tagen erzählt er Polenwitze.

Sie schwitzt, er hat ins Bett gekackt.
Ein Wickelkindchen.
Ein Kaktus im Herz.

Sie wäscht ihn, beugt sich
über seinen scheelen Blick, er schnüffelt
durch das Gitter nach der Hitze ihres Schoßes.

Das Kindspech klebt an seinen Backen.
Er greift ans kühle, weiße Gitter.
Den Käfig, quer zu seinem Blick.

Ein säuerlicher Zipfel. Käseschmiere.
Herrenlos rollen seine Bälle und
weichen ihrem Lappen aus.

Zwei Brüste, Restlicht der Erinnerung.
Anfang, Ende aller Gier,
Grenzen seines Schauens.

II

Decke Fichte, Boden Ahorn,
vier Saiten, ungestimmt.
Sein Kindchen.
Delphinhaut hinter den Ohren.

Er trägt den Wurm, zwei Hände voll.
Er legt ihn selbst an ihre Brust, noch während
die Hebamme das feiste Schattenkind
in den Händen wendet.

Ein Krähen. Ein Schrei durch Mark und Bäuche.
Nicht lang, so wird es krabbeln,
wird Sand und Blumenerde essen,
glucksen, juchzen, seinen Namen lallen.

Nächtliche Gänge. Mond, der lang und stille geht.
Wer hätte je gewarnt vor Kinderaugen?
Vor Blicken, die kein Vorher kennen.
Es trug die Glückshaut über dem Kopf.

Es blieben leer gesaugte Brüste.
Das Kind als Stützgewebe.
Gescheiterte Entscheidungen.
Ein Riss im Holz. Ein Pflegefall.

III

Er trinkt, sie hält den Schnabelbecher.
Das Sterbeglöckchen hüpfte in seinem Hals.

Die Zehen, starr und krumm wie Holz.
Sein Schädel, hart in seine Form gespannt.

Er liegt gesäubert. Lacht sie an.
Und Blumenerde wächst ihm aus dem Mund.

Bülent Kacan

Die Physik der Phantasie

Auf der Stelle trete ich nicht, trotzdem möchte ich bezweifeln, dass wir es sind, die wir uns gehend, fahrend oder fliegend von der Stelle fortbewegen. Denn wer sagt, dass wir es sind, die von A nach B hinübergehen, hinüberfahren oder hinüberfliegen? Etwa der gesunde Menschenverstand allein, weil dieser Raum und Zeit erfassen kann?

Ich aber sage euch, dass, sobald wir uns auf unsere Räder schwingen, diese Räder selbst es sind, die den Boden unter uns in Bewegung versetzen, dass, sobald wir uns aufmachen, einen Freund in der Ferne aufzusuchen, es unsere eigenen Beine sind, die den Boden unter unseren Füßen beschleunigen und vorwärts treiben. Und wer wäre so vermessen, zu bezweifeln, dass es die gewaltigen Turbinen der Flugzeuge sind, die den Planeten unentwegt ins Rollen bringen?

Die Erde, oh Freunde der Bewegung, dreht sich nicht von ganz allein, wir alle treiben sie an, wir alle beschleunigen sie, wir alle tragen dazu bei, auch das kleine Kind, das jauchzend auf seinem Dreirad sitzt, versetzt den Planeten in Bewegung, seht nur hin, man glaubt es kaum!

Dichtungsringer unterwegs

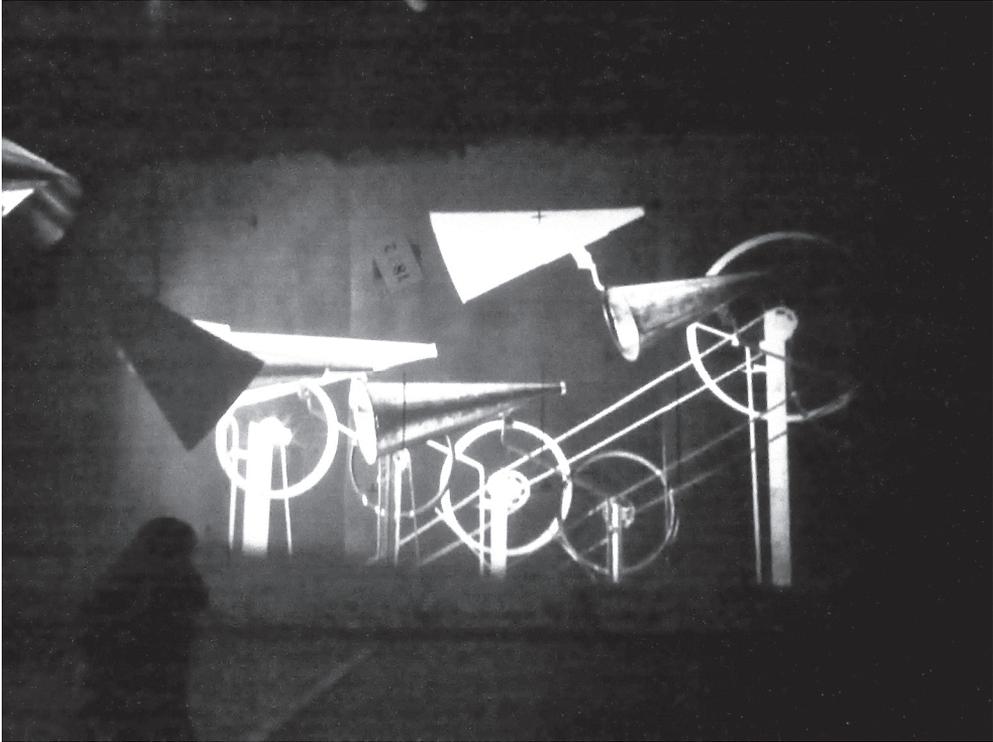
Ulrich Bergmann

Der Müll, die Stadt und der Schrottplatz

Ein paar Gedanken zur ‚Brainologie‘ der documenta XIII

Der unendlich geweitete Kunst-Begriff weht dich schon beim Eintritt ins Fridericianum an. Die Kasseler documenta XIII überrascht wieder einmal mit einem reichen Diskurs über den Kunstbegriff mit allen sinnlichen und sinnigen Mitteln. Durchzug, denkst du, alle Türen stehen offen, die Haare stehen dir im leeren Foyer zu Berge, links ein leerer Saal, rechts ein leerer Saal, na gut: fast leer, du spürst den Wind und denkst nach: viel Wind um nichts, aber heiße Luft ist es auch nicht. Soll ich die leeren Räume selber füllen mit meinen Denkkunstwerken? Soll ich das Nichts vollenden, zum Werk gestalten? Ja, in die Richtung geht es. Eine Vitrine mit ein paar Dutzend Schmetterlingslarven sagen es laut: Wir sind der Text im weißen Nichts! Alles ist Metamorphose, und was wir für Kunst halten, ist ja nicht Unnatur, sondern war und bleibt und wird in jedem Aggregatzustand zwischen Abstraktion und Gegenständlichkeit Natur. Kunst entsteht nur im Kopf in sinnlicher Vorstellung, die Welt als Wille und Unwille. Du hörst die Blasmuschinen im Keller nicht, aber du raufst dir im Wind der weiten Kunstwelt deinen Scheitel wieder zurecht, so du einen hast. Durchzug ... Du wirst selbst zum Wind und bläst dein Hirn auf und paart dich mit dem „Brain“ im Erdgeschoss.

Da siehst du die Bildgebungen der grauen Zellen, das Pfingstereignis der Leiterin der dXIII, Carolyn Christov-Bakargiev (CCB). Im Ernst. Du siehst hier – in dem Schneewittchensarg ihrer Gedanken, in der Windstille hinter Glas – eine Art Vorbereitung auf das Ganze, Stilleben von Morandi in Öl, also richtig alte Kunst, Fotos von Hitlers Badewanne, die Lee Miller im Juli 1945 in der Münchner Wohnung des Führers aufnahm, oder Steine auf dem Fußboden, weiß umgrenzt, Faltspiele, wie wir sie in den Museumsshops kaufen können usw. CCB will zeigen, wie weit, wie offen ihr Kunstbegriff ist. Das ärgert mich zuerst, obwohl kein didaktischer Zeigefinger in meinen Schädel greift. Denn ich frage mich, kann der auf jeder vorangegangenen documenta geweitete Kunstbegriff immer noch geweitet werden? Ja, er kann. Denn nun wird der unüberdehnbare Begriff selbst zu Kunst, er verliert das Begriffliche und Begreifbare. Und das gefällt mir auf einmal, Tage später.



Manches hatten wir schon so ähnlich. Die 9-Zylinder-Motoren als Kunstwerke. Das ist Mathematik und Physik in schönster Form. Und Kraft. Noch einmal Futurismus, neomäßig jetzt. Aber immerhin. Der Scheibenwischer an der Wand – wie gesagt, das hatten wir schon, aber es kann nicht oft genug gezeigt werden: Der Kontext bestimmt, was ein Kunstwerk ist, und das Etikett. En passant kommt mir nun in der Orangerie das Foucaultsche Pendel des Naturkundemuseums als Kunstwerk vor. Mein Kopf ist es, der kontextuiert und etikettiert. Das geschieht auch mit der toten Fliege, die in der Glasvitrine liegt. Diese Ästhetik des Todes oder wenigstens des Toten – wieder eine subtile Anspielung auf alle Kunstwerke: Rodins „Ehernes Zeitalter“ ist auch tot, ist nur eine Bildgebung, allerdings mit dem Anspruch, punktuell das Archetypische des Lebens festzuhalten, das ewige Gesetz des Lebens zu finden. Klar, das kann man endlos durchdeklinieren. Die kleine Fliege wird im kubischen Glasrahmen richtig groß.



Ein Schrottplatz, künstlich hergerichtet an den Außengleisen des Hauptbahnhofs, abgegrenzt mit weißem Strich, also Betreten verboten und Bitte nicht berühren. Hatten wir das nicht schon, die Ästhetik des Hässlichen? Ja, aber noch nicht in dieser Radikalität, die so leicht und selbstverständlich vor uns ruht. Die macht dich als Kunstbetrachter ganz klein. Aber dann denkst du ein bisschen nach und erlebst deine Wiederauferstehung, wenn du den Schrotthaufen lauthals fragst: Wer ist hier das eigentliche Kunstwerk, du oder ich? Wir begreifen: Auch als arme Voyeure sind es allein wir selbst, die etwas zur Kunst erklären und das Dahinter und Drumherum. Natürlich habe ich schon schönere Schrottplätze gesehen, und mystischere. Aber ich muss zugeben, der grasüberwachsene Müllberg auf der Karlswiese vor der Orangerie – der hat was, der hat was, was ich so doch noch nicht wahrnahm: Diese labile Ambivalenz von Schein und Sein. Eine kleine Hügellandschaft, in deren dünner Erde bunte chinesische Schriftzeichen stecken, das Ganze eingefasst von einem kreisrunden Plastikring – ein Spiel mit

dem alten Weltbild von der Erde als Tellerscheibe, eine versteckte Satire auf das Reich der Mitte? Da wird Kunst politisch, auch wenn sie spielt. Nein, eigentlich bin ich der Spieler. Die Kunst wirft mir die Bälle ja nur zu. Und: Wenn der Kunstbegriff ausgedehnt wird, weitet sich auch der Naturbegriff. „Ein Kauz könnte ja sagen, die ganze Natur sei nichts als Fäulnis und Schimmel auf dieser Erde ...“, schwafelt Thomas Manns Felix Krull und zieht dann das Fazit, dass es diese Käuze, die Künstler sind, „... die Wahrheit erblickten in Form und Schein und Oberfläche und sich zu deren Priester machten und auch sehr oft Professor dafür wurden.“ Da ist er ganz nah dran am Wahrheitskern der Kunst.



Dann findet sich doch noch die Kunst, die unser altes Herz suchte: Die Kunst, wo alte und neue Kriterien sich ein Stelldichein geben: William Kentridge, einer der Lieblingskünstler von Kuratorin Carolyn Christov-Bakargiev, die auch ein Buch über ihn geschrie-

ben hat. Kentridge war schon zwei Mal in Kassel dabei. Seine an Lagerhallenmauern projizierten Videos, meist schwarzweiß, haben es in sich. Die 24 Minuten dauernden Filmsequenzen mit montierten Zeichnungen waren zusammen mit Musik und Tanz eine Art Gesamtkunstwerk mit starker emotionaler Wirkung, sie zeigen Witz und Humor. Mitten im dunklen Raum steht eine Kreuzung aus Lokomotive und Pumpe, Blasebalg und Förderturm – ein Gerüst mit pendelnden Holzstangen, schwach angeleuchtet, leicht ächzend, atmend ... Maschinenlitanei. Kentridge nennt das Monstrum „Elefant“. Die Videofilme des 1955 in Johannesburg geborenen Südafrikaners thematisieren den ver-zweifelten und spielerischen Umgang mit der Zeit (Metronom und Ziffernblatt); ein anderer Film zeigt den tragikomischen Kampf eines Mannes mit Stühlen, die er übersteigt, die sich ihm aber immer wieder in den Weg stellen; oder eine Parodie auf koloniale Herrschaftsverhältnisse, wo ein junges schwarzes Diener-Paar sich zwischen gezeichneten Attrappen der Zimmerwände, Türen, Fenster und Möbel bewegt; zuletzt bewegt sich ein Zug von Schwarzen mit Karren, Möbeln, Musikinstrumenten und Megaphonen an den Wänden entlang um den ganzen Raum, stumme Schatten an der Wand, aber die marschähnliche Musik schreit die Klage heraus, ein Zug von Flüchtlingen zum eigenen Begräbnis. Hier verbinden sich Politik und Poesie. Aber die Hoffnung, wie sie der amerikanische Philosoph Richard Rorty in seinem Buch *Kontingenz, Ironie und Solidarität* vor einem Vierteljahrhundert postulierte, die Politik solle sich in eine Poesie der Humanität verwandeln, bleibt utopisch wie Beuys' soziale Skulptur. *The Refusal of Time*, die Verweigerung der Zeit, die unser Leben ausmacht, führt zur Verleugnung des Paradieses auf Erden.

Jede documenta spielt mit den Begriffen und Gegenständen der Kunst, mit ihren Kontexten und Kontextuierungen, mit den Augen der Betrachter, und diese spielt so intelligent mit meinen grauen Zellen, dass ich gern mitspiele. Sie ist so gut und so schlecht wie die beiden letzten vorangegangenen. Ich verwerfe dieses und jenes, bis es über Tag und Nacht wieder aufersteht in mir. Ein guter Kunstbegriff ist letztlich auch ein künstlicher Begriff, wie ja alle Kunst künstlich ist, selbstredend, und alle Künstlichkeit naturgemäß nur ein Bild der Natur ist. „Die vollendete Spekulation führt zur Natur zurück“, schrieb Novalis 1798 in seiner Schrift *Allgemeine Brüllon*. So soll es sein.

Fotos (Ulrich Bergmann): William Kentridge, *The Refusal of Time*. Videoinstallation

Gerd Willée

Arthur Schnitzler in G-Dur Eine literarisch-musikalische Soirée

Dieses Jahr ist Arthur Schnitzlers 150. Geburtstag. Zu diesem Anlass richtete die Parkbuchhandlung Bonn-Bad Godesberg am 27. April 2012 im Kaminraum an der Marienforster Kirche obige Soirée aus. Sie hatte den Titel 'Arthur Schnitzler trifft Debussy'. Die Gestaltung dieses gelungenen Abends oblag dem Rezitator Engelbert Decker, der – umrahmt von den vier Sätzen des Trio-Konzerts Nr. 1 G-Dur von Claude Debussy - das Leben Arthur Schnitzlers u.a. anhand biographischer Notizen und durch Zitate aus Texten des Autors darlegte. Etwa 80 Teilnehmer folgten seinen geschliffenen brillant vorgetragenen Ausführungen, die auch eine geistesgeschichtliche Einordnung Schnitzlers ermöglichten, kannte dieser doch viele der damaligen Wiener 'Großen', von Egon Schiele bis Sigmund Freud.

War Schnitzler auch als Lyriker nicht gerade außerordentlich, so brillierte er als Dramatiker und Prosaschriftsteller. Er war einer der ersten, der den inneren Monolog im deutschsprachigen Raum einsetzte, was eindrucksvoll an Passagen aus 'Leutnant Gustl' und 'Fräulein Else' gezeigt wurde. Oft taucht als Motiv oder motivischer Hintergrund der von ihm ausgeübte Beruf des Arztes auf, unter anderem mit dem ihn äußerst faszinierenden Ort des Seziersaals.

Die exzellente musikalische Gestaltung übernahm das Trio Avaria, dessen Mitglieder an der Musikhochschule Detmold studieren.

Dem begeisterten Publikum wurde ein Bildungshochgenuss geboten, wie er längst vergangen schien. Es war ein Abend der 'happy few'.

Gedächtnis des Steins

Die Archäologen haben zahlreiche doppelköpfige, doppelgesichtige Steinzeit-Skulpturen gefunden. Sogar vierstirnige Steinköpfe. Das Alter des Kieselsteins von Makapansga, der von einem prähistorischen Menschen in Südafrika als doppelgesichtiges Kultobjekt hergestellt und wohl auch benutzt wurde, wird auf 2,3 bis 3 Millionen Jahre geschätzt. Dann der römische Gott des Anfangs und des Endes, der vorwärts und rückwärts blickende Janus, oder der doppel-gesichtige Shiva, der Auflösung und Zerstörung verkörpert, um nur einige Beispiele zu erwähnen. Horst Saul betrat also keine „terra vergine“, als er Zwei- und Viergesichter in den Speckstein fein hineinmeißelte oder schnitzte.

Ich glaube, er ging an die Arbeit, ohne sich vorher auf eine klare Vorstellung oder Werkabsicht festzulegen; er wartete vielmehr, bis die Steine zuließen, dass er durch ihre weiche Materie hindurchschaute, und das so lange, bis sie die innewohnende Idee, die darin verborgenen Kunstwerke freigaben. Erst dann griff er zu Säge und Feile, setzte Meißel, Hammer, Schnitzmesser an. So gestaltete er Köpfe, Gesichter und Körper von Menschen, tief gekerbt und gefesselt im Gedächtnis des Steins. Die zwei leicht schwebenden Gesichter der Liebenden erinnern ein wenig an die Schöpfungsgeschichte, nur wird hier nicht mehr erzählt, wer aus wessen Rippe geschaffen wurde.

Auf eine familiäre Struktur weisen die vier Gesichter eines anderen Kopfes hin. Nicht streng abgegrenzt, sondern nah und fern zugleich. Eine komprimierte, wortlose Familiensaga, diesseits und jenseits des Vergänglichen.

In der Natur gäbe es nur Übergänge, erinnere ich mich an die Aussage des Anthroposophen Rudolf Steiner, während ich eine weitere Skulptur betrachte – die grazilen, ineinander fließenden Körperumrisse eines Liebespaares. Es scheint, als habe der Künstler hier all das an Empfindungen eingebracht, was überströmende Liebe und Hingabe in ihm hervorrufen.

Der Mensch steht auch im Mittelpunkt der aus Bronze gegossenen Plastiken Sauls. Es sind meist weibliche Figuren, die Frau – oder die Göttin in der Frau – wie so oft in seinen lyrischen Texten.

Ob Demeter, die griechische Göttin der Fruchtbarkeit und der Ernte, die sitzende Frau, die auf ihren Schoß hinweist, oder die gestraffte Gestalt, die ihre gebenden Hände ausstreckt, sie alle sind keine Schönheiten im klassischen Sinne. Fast erstarrt in ihren augenblicklichen, vergeistigten Haltungen scheinen sie eher nach innen zu schauen. Ihre Gesichtszüge sind herb. Jeder Gestalt ist ihre Individualität gelassen. Das gilt auch für den erleuchteten Mann, dessen Leib die Größe eines Kindes besitzt.

Horst Saul, Arzt für Innere Medizin, Rosengärtner, Lyriker und seit wenigen Jahren auch bildender Künstler. Und was noch? Ist er bloß ein experimentierfreudiger, vielseitig Begabter, der gerne mit verschiedenen Künsten liebäugelt, oder eher jemand, der unstedt nach sich in allen Dingen und in den anderen Wesen sucht, sich sinnlich aufspürt und neue Erkenntnis-Ebenen zu erschließen versucht?

Ich lasse diese Frage einfach im Raum schwingen ... in dem charismatischen Raum der Ahrweiler Synagoge, wo diese Plastiken – bildgewordene Worte des Dichters – ausgestellt wurden.









Leselust

Schlechte Tochter

Stewart O’Nan, Emily allein, Rowohlt 2011, 384 Seiten

Stewart O’Nan, Jahrgang 1961, in deutscher Übersetzung erfolgreich mit vielen Roman-titeln vertreten, ist etwa dreißig Jahre jünger als seine Heldin Emily, so dass auf den ersten Blick fraglich erscheint, ob er beides zu leisten vermag: zum einen, in die Haut, nein, auch ins Herz einer Frau zu schlüpfen, und zusätzlich in eine Alterssituation, von der er selbst noch weit entfernt ist. Um es vorweg zu nehmen, er schafft es! Er schafft es ohne Betulichkeit, fernab jeglicher Wertung.

Seine Emily ist mit Sympathie vom Autor begleitet, das wirkt ansteckend und führt dazu, dass man von all diesen vielen, eigentlich langweiligen Begebenheiten einer Achtzigjäh-rigen durchaus gern etwas erfährt, obwohl daran nichts Spannendes, nichts Ungewöhn-liches, nichts Überraschendes ist. Vielleicht reizte ihn die bewusste Antizipierung dieser für einen Fünfzigjährigen erst nach weiteren dreißig Lebensjahren zu erreichende Le-bensstufe in einer Art ‚Erinnerung nach vorn‘. Hat er all dies bei seiner Mutter, der er das Buch bezeichnenderweise widmet, und in ihrem Lebenskreis erlebt? Hat sie es ihm erzählt?

Ich bewundere O’Nan’s Ausdauer, immer wieder diese kleinen, unauffälligen Alltagsdin-ge einer alten Frau zu sammeln und in ihrer schlichten Abfolge mit offenbar innerer Ruhe zu zeigen, so dass ich mich auf sie einlasse. Ein leichtfüßiges Erzählen finde ich hier, ohne dass es oberflächlich oder seicht wäre. Dass das Leichte nicht ohne Weiteres leicht herzustellen ist, wissen wir, die wir schreiben. Er kann es, dieser Autor!

Doch ich kann nicht umhin zu bezweifeln, dass dieser Roman, gäbe es nicht allein bei Rowohlt seit 1997 acht von Thomas Gunkel angenehm übersetzte Vorläufer-Romane, und wäre er kein amerikanischer Autor, hier keinerlei Chance gehabt hätte, veröffent-licht zu werden, schon gar nicht bei einem der großen Publikumsverlage. In den USA, die uns ja immer mit allem einige Schritte voraus sind, geht das? Merkwürdig. Gibt es da so viele alte Frauen, die eine solche Geschichte über eine Altersgenossin lesen mö-

gen, um ihre eigene Situation damit zu vergleichen? Um sich darin wiederzufinden? Um vielleicht einen leisen Trost daraus zu schöpfen, dass es ihnen nicht allein so ergeht, wie es Emily ergeht? Oder um sich ermutigen zu lassen?

Emily lebt, nachdem ihr Mann Henry tot ist, allein im Haus mit ihrem altersschwachen Hund Rufus. Mit ihm spricht sie, doch auf durchaus unsentimentale Weise, denn sie beide teilen ein ähnliches Alterszipperlein. Sie hat ihre Eigenheiten und Macken, ihre Ängste und kleinen Freuden, dabei fast immer ihre Fähigkeit kühler Beobachtung, und weiß, dass sie in allem und mit allen milder geworden ist.

Als ihre Schwägerin, mit der sie eine handfeste Freundschaft verbindet, im gemeinsam besuchten Restaurant zusammenbricht, besucht sie sie im Spital, kümmert sich um ihr Aquarium. In dieser Zeit rafft sie sich auf, wieder zu fahren und sich ein schickes kleines Auto zuzulegen. Vom dadurch einsetzenden schlechten Gewissen den Kindern gegenüber lässt sie sich nicht überwältigen, dazu ist sie zu rational.

Das Mutter-Tochter-Verhältnis ist für Emilys Fühlen und Denken außerordentlich prägend, und zwar nicht nur das zur eigenen Tochter, sondern auch immer erneut das Erinnernte zu ihrer eigenen Mutter. Sie nennt sich selbst eine schlechte Tochter, denn sie erkennt sehr klar, wie schwierig, wie unangenehm sie einmal war, und welche leise Tragik darin liegt, dies erst zu einem so späten, zu späten Zeitpunkt zu erkennen.

Wie so viele Mütter lebt sie von Besuch zu Besuch der Kinder und Enkel, ist sich nicht klar darüber, wie sehr sie diese und sich selber bisweilen überfordert, wobei es kaum überrascht, dass sie zum Sohn ein glücklicheres Verhältnis hat. Ihm kann sie ihre erneuten Testamentsänderungen klarmachen, während all das an der Tochter Margret abzuprallen scheint. Dass es Margret seelisch mitnimmt, nimmt die Mutter kaum wahr.

Solche Zusammenhänge zeigt Stewart O’Nan, er zeigt sie überzeugend. Er begeht nicht den Fehler, die Analysen mitzuliefern. Das alles ist echt, ist also gut geschrieben, zweifellos. Und diese Echtheit ist es wohl auch, die mich als Leserin bei der Stange hielt, obwohl mich die konkreten Beschreibungen von Pittsburghs Straßennamen und Geschäften und so fort regelmäßig anödeten. Mich interessiert die ganze Geschichte nicht, obwohl ich selbst langsam in Emilys Alter komme.

Abgesehen davon, dass ich andere Probleme habe, ist das Ärgste daran, dass es sich bei diesem Roman allenfalls um eine Abbildung der Wirklichkeit handelt, wie wir sie seinerzeit bereits in anderer, eben literarischerer Form etwa bei Dieter Wellershoffs oder Nathalie Sarraute's Realismus hatten. In keinem Kapitel bietet O'Nan mehr als, unfreundlich gesagt, einen Abklatsch des Alltäglichen. Warum sollte ich das lesen?

Dass sich das in Daniela Strigls Rezension in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 3. Februar 2012 so anders, so viel positiver liest, macht mich skeptisch. Rowohlts hat einen langen Arm, oder? Vielleicht ist die Rezensentin einfach anspruchsloser als ich?

Ist es zu viel verlangt, wenn ich, wie Broch in seiner Romantheorie, eine andere, eine irgendwie neue, eine noch nicht dagewesene Wirklichkeit in einem guten Roman erwarte? In dem zwar solche Erfahrungen vorausgesetzt werden und eingearbeitet sind, die aber mindestens eine zusätzliche Erkenntnis ermöglicht?

So frage ich mich nach der Lektüre, ob der gute und sympathische Sohn Stewart mit diesem Roman vielleicht (nur) eine Hommage an seine geliebte Mutter schreiben wollte. Wäre das denn nicht besonders liebenswert? Ist es nicht besonders erwähnenswert für das „Einfach-Kind-Sein“? Vielleicht.

Monika Lamers

„zettelwirtschaft“ - aufzeichnungen, durch die leben entsteht.
vernarrt in hanns-josef ortheils ‚liebesnähe‘
roman. lucherhand verlag 2011

auf 394 seiten wird von einem kurzurlaub zweier personen in einem luxushotel nahe münchen berichtet. jule danner und johannes kirchner, die protagonisten, sind sich zunächst noch unbekannt, beide aber mit katharina vertraut, einer buchhändlerin, ehemals in münchen tätig, jetzt jedoch die buchhandlung im hotel leitend. das gesamte, nur drei tage in anspruch nehmende romangeschehen, also die annäherung und schließlich die intensive liebe der protagonisten zueinander, wird letztlich von der buchhändlerin erhofft und in die wege geleitet.

nun könnte ich einen solchen plot in der tat für substanzlos, für trivial und dazu noch für unnatürlich konstruiert halten, reihten sich nicht beispiellose besonderheit, unerhörte begebenheit, aber auch alltägliche lebensnot und -unsicherheit so aneinander, daß ich - wie autor und protagonisten - das wort ‚wunder‘ aufgreife, um ihrer und meiner betörung ausdruck zu verleihen.

das erzählte geschehen widerspricht scheinbar aller menschlichen erfahrung, wird aber nicht mit gott oder durch besondere religiöse umstände erklärt. stattdessen können alle ereignisse in vom leser und wohl auch von den protagonisten wahrscheinlich gewünschter, aber eigentlich nicht zu erwartender form ablaufen. denn die liebenden personen verzichten spontan und strikt auf das primäre menschliche kommunikationsverfahren, also das sprechen und das zuhören, das in der regel von ihnen bisher nur als überflüssiger austausch von floskelhaftem empfunden wurde. das hat zur folge: zum zeitpunkt der abreise haben sie noch kein einziges wort gewechselt. ihre kommunikation besteht aus genauem beobachten, aus dem formulieren und übermitteln kleinster und meist sehr verschlüsselter botschaften auf zetteln und schließlich aus der „liebesnähe“.

die beschriebenen zettel, die kleinen rechteckigen stücke papiers, und zuweilen auch karteikärtchen oder -karten sind überdies im gesamten roman das mittel, leben und nähe darzustellen oder schon vergangenes leben neu erstehen zu lassen und dadurch erst in den griff zu bekommen. schreiben und begreifen scheinen eins zu sein. denn das solcherart festgehaltene kann geordnet werden, erstmals übersicht verschaffen. so zum beispiel wird johannes, wieder in münchen, damit beginnen, anhand eines achtlos zu-

sammengestellten alten mobiliars die eigene kindheit und die beziehung zur toten mutter zu erinnern und in wortschnipseln zu notieren.

jule, johannes und katharina haben mehrere solcher biographischen und autobiographischen aufgaben, die sie projekte nennen und die zu erledigen sie einander bitten, in dem wissen, die arbeit an diesen projekten mache sie ruhiger und glücklich.

die nötige erzählzeit, um diese projekte dem leser deutlich zu machen, nimmt große teile des romans ein. ihr umfang verbietet mir, ihn als liebesroman im üblichen sinn zu deklarieren. der titel „liebesnähe“ verweist vielmehr darauf, daß das leben, wenn wir es nur richtig wahrzunehmen vermögen, immer liebe ist und lieben einander nahe sein bedeutet.

die buchhandlung, in der katharina mit jule bzw. mit johannes (die beiden treffen nie gemeinsam dort ein) umfangreiche gespräche führt, ist so etwas wie ein mikrokosmos und eine deutungszentrale: alle unsicherheiten, das frühere leben oder wahrnehmungsstrukturen der jetzigen begegnung betreffend, werden von katharina aufgehoben oder wenigstens relativiert. katharina ist in gewisser weise eine dea ex machina. sie nimmt dazu gern gedruckte autoren zu hilfe.

und den satz, mit dem der autor ortheil in inniger weise von nähe und welt spricht und der mir der liebste im text geworden ist, verrate ich euch nicht.

eje winter

Dem Vergessen entreißen

Heike Carstensen, Leben und Werk der Malerin und Grafikerin Julie Wolfthorn (1864-1944), Rekonstruktion eines Künstlerlebens
Tectumverlag, Marburg 2011, 516 Seiten

Der Kunsthistorikerin Heike Carstensen ist es mit ihrem aktiven Einsatz und diesem Buch gelungen, die begnadete Portrait- und Landschaftsmalerin Julie Wolfthorn dem Vergessen zu entreißen, ihren verdienten Platz für die Kunstgeschichte zurückzuerobern. Leben und Werk der Künstlerin werden nach akribischer Recherche übersichtlich präsentiert, so dass sowohl der Sachverständige wie der Liebhaber sich nicht der Faszination, die von Julie Wolfthorn ausgeht, entziehen können. Und diese Faszination weiß Heike Carstensen zu vermitteln.

Biographie und Lebenswerk werden nach einer zielgerichteten Einführung in fünf Kapiteln übersichtlich in chronologischer Form präsentiert - und zwar ausgehend vom familiären Umfeld über ihren künstlerischen Werdegang, ihre Vernetzung mit Kunstvereinen und Prominenten, ihren Aufstieg und ihre Wertschätzung als Künstlerin bis hin zur verhängnisvollen Machtergreifung der Nationalsozialisten. Es standen wohl nur wenige Abbildungen bzw. Fotos zu ihrem Leben zur Verfügung, dafür 495 Abbildungen der bisher verfügbaren Werke. Leider ist die graphische Wiedergabe der Bilder nicht immer gelungen, was zum Teil an den Vorlagen liegen dürfte.

Wer war diese außergewöhnliche Frau und Künstlerin?

Julie Wolfthorn, eigentlich Wolf aus Thorn (Westpreußen), nahm ihren Geburtsort im Namen auf, um sich von den vielen auch malenden „Wölfen“ zu unterscheiden. Aus einem liberalen jüdischen familiären Milieu stammend, musste sie, schon betagt, 80-jährig, ihre letzten Lebensjahre in Theresienstadt verbringen. Trotz des Verbots und der Gefahr entdeckt zu werden, malte sie weiter bis zuletzt, eine Frau, die für ihre Zeit als emanzipiert bezeichnet werden musste, die sich im Kaiserreich und in der Weimarer Republik für die Rechte der Künstlerinnen einsetzte. Zitat: „Die Biographie stellt nicht nur ihre Herkunft, Berufs-, Lebensbedingungen und -umstände vor, sondern gestattet aufgrund ihres lebenslangen gesellschaftlichen Engagements auch einen Blick auf diese historisch überaus interessante Zeit vom auslaufenden wilhelminischen 19. Jahrhundert

bis zum Anbruch der Moderne und Liberalität im 20. Jahrhundert, bis zum Rückschritt durch den Nationalsozialismus - eine Zeit nicht nur politischer und geschichtlicher Umbrüche, sondern auch der Wandlung gesellschaftlicher, frauenrechtlicher, kultur- und sozialgeschichtlicher und künstlerischer Bedingungen.“

Anfangs ging es lediglich um das Recht einer Frau, überhaupt zum Kunststudium zugelassen zu werden. Seit 1883 lebte sie vornehmlich in Berlin, ab Mitte der 1890er Jahre ist sie aus der Kunstszene nicht mehr wegzudenken. Mitbegründerin der Berliner Secession (1898) und 1913 mit Käthe Kollwitz des „Frauenkunstverbands“. Ihre wiederholten In- und Auslandsaufenthalte (Darmstadt, Hiddensee, München, Paris, Rom, Holland, Belgien, Schweiz/Ascona) stehen unmittelbar in Verbindung mit ihrer künstlerischen Tätigkeit. Ihre sich entwickelnde Kunstrichtung geht vom Impressionismus über den Jugendstil zur Neuen Sachlichkeit. Privat und beruflich war sie bis 1933 eng verbunden mit dem kulturellen Leben Berlins, „allerdings enden die freundschaftlichen Gefühle zur Zeit des Nationalsozialismus.“ (vgl. 2.4 Berliner Netzwerk, S.53) Wenige standen ihr zur Seite bis zuletzt.

Durch die verheerende NS-Zeit wurde ihr Nachlass zerstört und viele ihrer Werke gelten heute als verschollen. Dennoch konnte ein Teil durch Nachforschungen mit Hilfe von Heike Carstensen und die erfolgreiche Einrichtung einer Internetadresse (www.juliewolffthorn.de) „wiedergefunden“ bzw. katalogisiert werden. Familien, die noch rechtzeitig emigrieren konnten, hatten Julie Wolffthorns Bilder im Gepäck – nach Nord- und Südamerika, Südafrika, Israel ...

Im Anhang ermöglichen die 495 Werkabbildungen mit den dazugehörigen detaillierten Beschreibungen und den verfügbaren Informationen (Inhalte, Umstände, Geschichte) die von Heike Carstensen erwünschte zukünftige kunsthistorische Rezeption. Ein Inhaltsverzeichnis zum Werk-katalog, eine Ausstellungsübersicht sowie ein Literaturverzeichnis runden den Band ab.

Es ist Heike Carstensen zu verdanken, dass sie erstmalig die in der ganzen Welt verstreuten Quellen zusammengefügt und ausgewertet hat. Es ist zu hoffen, dass ihre Forschungsarbeit weitergeführt wird und dass durch diese Publikation weitere Quellen aufgespürt werden.

Ines Hagemeyer

Wundprotokolle

Francisca Ricinski: Auf silikonweichen Pfoten
Pop-Verlag, Ludwigsburg 2005, 120 Seiten

Die „Wundprotokolle“ sind für mich ein großer Wurf deutscher Dichtung dieser Jahre! Die Sprache fließt leicht und abwechslungsreich, spielt mit den literarischen Gattungen (von der Kurzgeschichte über die Parabel bis zur visuellen Poesie), mit Erzählperspektiven, Bildern und idiomatischen Wendungen derart souverän und neuartig, dass es eine Lust ist, die schweren Gedanken und Stimmungen im Wechsel mit leichteren mentalen Zuständen zu lesen – der nachdenkliche Leser verlängert oder interpretiert die parabolischen Erzählungen mit subtilem Erkenntnisgewinn: Der Schmerz, in den Entfremdungen des Lebens, die uns alle treffen, Heimat suchen und finden zu müssen, egal wo und wer wir sind, wird hier in großer und ganz eigener Sprachkunst sublimiert, vielleicht erträglicher gemacht, also ganz dialektisch aufgehoben auf einer höheren Ebene des Verstehens. Ich habe in den letzten Jahren nichts Besseres in dieser Art gelesen.

Zimmerdekor

links die blaue tapete ein trugbild des himmels benetzt vom heißen zur wand gedrehten betenden mund. wiederkäuende worte. mundhauch zum dunst des hirns. imaginäre ikonon im verputz und in den darauf geklebten papierstreifen. eine letzte mücke sucht nach meinem blut. sie ahnt dass sie auf dem tapeziererten himmel nicht zerquetscht wird ...

Die weitere Inventur des Seelenzimmers führt zu desillusionierenden Erkenntnissen, die bis an die Verspürung der Selbstentfremdung gelangen:

hinter mir die illusion von weißen blüten fallend auf den teppich. mein vater in einer vase. über mir niemand und niemand an der tür noch nicht mal ich

Ich habe „Auf silikonweichen Pfoten“ wieder und wieder gelesen und bin überrascht, wie frisch und göltig die Poesie wirkt. Ich bleibe bei meinem Urteil, das ich bei Erschei-

nen des Buches formulierte: Es ist das beste Buch neben „Zug ohne Räder“, die seit Aglaya Veteranyi geschrieben wurden.

Francisca Ricinskis poetische oder lyrische Prosa geht mir nah. Auch ich erlebte Entwurzelung; ich litt ich als Kind und Jugendlicher unter dem Verlust meiner Heimat an der Saale und der Trennung von meiner Mutter, von der mich der Kalte Krieg und die Mauer, die Deutschland zerschnitt, bis zu meinem 45. Lebensjahr trennte und entfremdete.

Die Texte der aus Rumänien stammenden Dichterin, die gegenüber dem Siebengebirge am Rhein lebt, faszinieren mich mit ihren Schreibideen, den packenden Bildern und Formen. Sie erinnern mich an meine eigenen Wurzeln und sie zeigen mir, wie brüchig und schwankend der Boden ist, auf dem ich stand wie auf einer Tellermine, auf der ich schreibend wohne wie ein kleiner Sisyphos, der Buchstaben schiebt – wie Francisca.

Ulrich Bergmann

Fragen an Dichtungsringler

Ines Hagemeyer

Antworten auf die Fragen des DICHTUNGSRING

1. Was findest du besonders verrückt in den letzten Jahren?

Am verrücktesten finde ich manchen Lebensentwurf. Darin vermisse ich Strukturen, die das Leben vereinfachen und erhöhen.

Beispielsweise der schnelle Partnerwechsel und folglich die hohe Zahl der Partner, die oft auf eine oberflächliche Beziehung zurückgeht oder auf einen mangelnden Einsatz für den Erhalt der Partnerschaft. Die zu lobenden Ausnahmen mögen mir verzeihen. Zudem vermisse ich die Arbeit an der Persönlichkeitsbildung. Ferner glaube ich nicht, dass es früher besser war. Es war nur anders.

2. Mit welchen Lebens- und Denkinhalten beschäftigst du dich als Künstlerin vorwiegend?

Mein Thema sind vorwiegend die verheerenden Jahre des National-sozialismus und ihr Erbe. Das Schicksal der Generation meiner Eltern und meins persönlich.

Nicht weniger wichtig ist die Wahrnehmung der inneren und äußeren Welt des Einzelnen in seiner Unmittelbarkeit. Die wahrgenommene Realität und das Unbewusste spielen eine grundlegende Rolle. All dies eingebettet in Sprache: meine eigentliche Heimat.

3. Wie spielt dein Leben mit Geschichte und Mythos? Wie definierst du deinen Platz in der Gesellschaft?

Wenn Dichtung im besten Falle Gutes bewirken sollte, neben ihrem künstlerischen Charakter, dann glaube ich, verpflichtet zu sein, von meinen Lebenserfahrungen zu erzählen, die Gedanken- und die Gefühlswelt - in ihrer Subjektivität - so objektiv wie nur möglich offenzulegen. Dabei Zeitzeugnis ablegend. Mythos und Metapher sind Bestandteil meiner Lyrik wie die Tendenz zur Reduktion; ferner die Vermeidung von Interpunktion, stattdessen die Konzentration auf die Sinneinheit der Aussage.

Mein Leben steht am „Ende“ einer langen Kette von Lehrern und Ärzten. Wobei Musik und Dichtung wie politisches Bewusstsein dazugehörten und weiterhin dazugehören. Zur Fremdsprachenlehrerin bin ich aus einer Mischung von Vernunft und Berufung geworden; vermutlich hätte ich in einer günstigeren Konstellation einen anderen Weg eingeschlagen. Bei allem Engagement spielt die Familie eine zentrale Rolle.

Monika Lamers

Antworten auf die Fragen des DICHTUNGSRING

1. Was findest du besonders verrückt in den letzten Jahren?

Die Beschleunigung, in ihrer Folge den Hang zum multi-tasking, in dessen Folge die zunehmende Oberflächlichkeit und Verflachung finde ich besonders verrückt in den letzten Jahren. Brauchen würden wir stattdessen Wachstum nach innen, um die guten Eigenschaften unserer Spezies Mensch zu intensivieren und weiterzuentwickeln.

Mindestens ebenso verrückt finde ich den zunehmenden Hang zum Quasseln; Botho Strauß nennt es Mitteilungsinkontinenz, wenn man den Rand nicht halten kann. Schadet, nebenbei bemerkt, beiden Seiten, denen, die es anhören oder lesen müssen, denn es stiehlt ihnen Zeit und Nerven; aber eben auch ihnen selber, denn niemand kann ohne Geheimnis wachsen. Deshalb halte ich den Hang zur absoluten Offenheit für dumm, sogar für lebensgefährlich.

2. Mit welchen Lebens- und Denkinhalten beschäftigst du dich als Künstlerin überwiegend?

Mich treibt seit langem das Spannungsverhältnis von möglicher Autonomie und ihren Begrenzungen um; ich versuche, dies in meinen Romanen darzustellen und Fragen auszulösen, die zu individuellen Antworten führen könnten. Dabei geht es mir notwendigerweise immer um die Gottesfrage.

3. Wie spielt dein Leben mit Geschichte und Mythos? Wie definierst du deinen Platz in der Gesellschaft?

Nicht mein Leben spielt, sondern ich spiele in meinem Leben und dem meiner Nächsten und Fernsten; ich glaube nicht an ein blindes Schicksal, trotz Kontingenz.

Wie wir alle, kann ich nicht anders, als mein Leben und das meiner Freunde aus den tradierten Geschichten und Mythen zu interpretieren; mein eigenes Denken braucht diesen Steinbruch. Einer meiner Lieblingsmythen ist der von Orpheus, eine meiner wichtigsten Geschichten die von Cordelia und ihrem Vater Lear.

Mein Platz in der Gesellschaft? Soweit es mir in diesem großen Spiel möglich ist, versuche ich, großzügig mitzuspielen und dabei keine Spielverderberin zu sein; bisweilen die anderen zu bedienen, ihnen die Füße, manchmal aber auch den Kopf zu waschen.

Theodor Payk

Antworten auf die Fragen des DICHTUNGSRING

1. Was findest du besonders verrückt in den letzten Jahren?

Wahrscheinlich wächst mit dem Älterwerden grundsätzlich das Gefühl, dass die ganze Welt immer „verrückter“ wird. Wenn ich von diesem Allgemeineindruck einmal absehe, bin ich besonders davon betroffen, welche manipulativen Einflüssen der heutige Mensch ausgesetzt ist – angefangen von den alltäglichen Desinformationen durch Medien und Werbung bis hin zur reinen Nötigung durch undurchschaubare, politische und/oder sozioökonomische Zwänge. Dabei scheint im Sog von Macht, Profit und Eitelkeit das Ideal des aufgeklärten, mündigen und mitbestimmenden Bürgers unterzugehen.

2. Mit welchen Lebens- und Denkinhalten beschäftigst du dich als Künstler überwiegend?

Als Freund der Sprache, Klänge und Rhythmen, versuche ich, meine persönlichen Empfindungen wie beruflichen Erfahrungen aus der Begegnung mit anderen Menschen in lyrischer Verkleidung Ausdruck zu verleihen. Meine missionarischen Regungen verleiten mich auf der anderen Seite immer wieder dazu, mich als Fach- und Sachbuchautor zu betätigen.

3. Wie spielt dein Leben mit Geschichte und Mythos? Wie definierst du deinen Platz in der Gesellschaft?

Trotz meiner naturwissenschaftlichen Grundausbildung sehe ich meinen Platz in der Gesellschaft im sozialen und therapeutischen Bereich, bin mir aber meiner diesbezüglichen Defizite wie Illusionen durchaus bewusst. Auf der Suche nach Beständigkeit und Transparenz stehe ich jeglichen Mythen skeptisch gegenüber, soweit sie Fiktionen als Tatsachen ausgeben.

Preisausschreiben

Der „Dichtungsring“ hatte 30.Geburtstag

Die Leser des Dichtungsringes waren in einem Preisausschreiben aufgerufen, die von einem Computerprogramm erstellte englische Übersetzung des Gedichtes „Wanderers Nachtlied“ von J. W. von Goethe zu „poetisieren“.

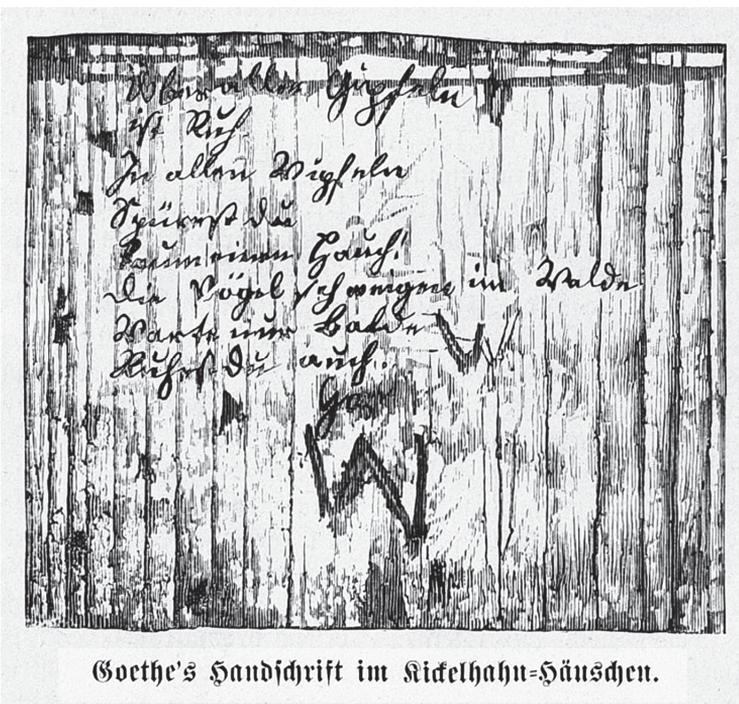
Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Computer:

over all tops is silence,
in all treetops feel you
hardly a breeze.
the little birds keep silent in wood.
wait just, soon rest you also.

Den ersten Preis gewann Paul-Henri Campbell aus Leipzig. Seine Übersetzung:

Every summit's been beset
By peace
From each leafy coronet
You've ceased
To sense nature's breath.
Not one little bird is singing a tune,
But wait soon
Your voice, too, will lose its breath.



Goethe's Handschrift im Ridelhahn-Häuschen.

Bild: Wikipedia

Autoren

Alt, Dirk: *1982 in Hannover. Forschungsgebiet: Dokumentarischer Film und Kriegsberichterstattung im Nationalsozialismus. Veröffentlichung von Erzählungen in Anthologien und Literaturzeitschriften.

Amir Shaheen: *1966 in Lüdenscheid. Freier Mitarbeiter für Zeitschriften, Rundfunk und Fernsehen, seit 1989 Lyrik und Essays.

Bauer, Michael Johann: *1979 in Schrobenhausen. Umweltpädagoge. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien.

Beißel, Bernd: *1964 in Köln, wohnt in Bonn; Zivildienst, Banklehre, Studium Amerikanistik, Germanistik, Philosophie, schreibt Lyrik und Prosa, Übersetzungen aus dem Englischen; photographische Arbeiten; Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften.

Benkel, Holger: *1959 in Schönebeck, Studium am Literaturinstitut Leipzig, Veröffentlichungen von Lyrik, Essays und Briefen in Zeitschriften und Anthologien, Georg-Kayser-Preis 1996. „meißelbrut“, Oschersleben 2009.

Bergmann, Ulrich: *1945 in Halle/Saale, lebt in Bonn. Herausgeber des Internetmagazins philotast.com. „Kritische Körper“, Erzählungen, Ludwigsburg 2006. Preis des Literaturforums Ludwigsburg 2006.

Brand, Werner: *1949 im Hunsrück. Lehrer in Bocholt. Im Dichtungsring seit Gründung 1981.

Budde, Reinhold: *1939 in Breslau, macht Computerbilder.

Campbell, Paul-Henri: *1982 in Boston, lebt in Leipzig. Studium der Philologie und Theologie. Lyrik und Prosa in deutscher und englischer Sprache. „meinwahnstraße“, Kurzgeschichten, Leipzig 2011.

Dietz, Fulvia-Isolda: *1971 am Schwarzen Meer, wohnt in der Eifel. Mediengestalterin.

Dombrowski, Dominik: *1964 in Waco, Texas. Autor und Lektor, Übersetzungen und Literaturkritiken, Preisträger Irseer Pegasus 2008. „fortte Pirato“, lyrische Prosa, Bonn 2003.

Flynn, Michael: *1947 in Irland, lebt in Cardiff und Warschau, Keramikkünstler.

Frings, Gabriele: *1966, lebt in Bonn, Kunsthistorikerin, lehrt Deutsch als Fremdsprache. Lyrik in Anthologien und Literaturzeitschriften.

Hagemeyer, Bernhard: *1939 in Bottrop, lebt in Bonn. Kaufmännische Beratertätigkeit. Experimentiert mit Texten, Farben, Fotos, Noten.

Hagemeyer, Ines: *1938 in Berlin, Emigrationszeit in Montevideo/Uruguay, lebt in Bonn, Sprachlehrerin, Übersetzerin. „Aus dem Gefährt das dir Träume auflädt“, Gedichte, Ludwigsburg 2011.

Halotta, Martin: *1978 in Katowice, lebt in Düsseldorf. Autor, Redakteur. Mitglied der Literaturgruppe DKdenz. Seit 2011 Kabarettauftritte als Botschafter polnischen Humors an Rhein und Ruhr.

Hofner, Franz: *1963 in Schrobenhausen, lebt und arbeitet in Bonn. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Kinderbücher, Drehbücher.

Kacan, Bülent: *1975 in Minden, lebt in Bielefeld. Aphorismen, Essays, Kurzgeschichten. Preisträger des Sepp-Schellhorn Literaturstipendiums 2012 in Goldegg, Österreich.

Kußin, Steve: *1984 in Görlitz. Bühnenautor und Schauspieler. Vorstand der *Freien Bühne Jena*. Mitglied des Jenaer Autorenensembles *Lichtkegel*. Preisträger des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbs 2011, Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

Lamers, Monika: *1941 in Bonn, lebt im Westerwald. Lyrik in Zeitschriften. „Wintersturm“, Roman, Bonn 2011. Mitglied im Schriftstellerverband.

Leibhammer, Ingrid: *1949, lebt im Westerwald. Sprachenstudium und langjährige pädagogische Tätigkeit. Mitglied der Autorengruppe *Brückenschreiber*. Kurzprosa. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften.

Lichtenstein, Sophie: *1989 in Neuruppin, wohnt in Berlin. Mitarbeit beim Online-Magazin Artiberlin.

Mackert, Uwe: *1953 in Stuttgart, Soziologe, lebt in der Eifel, schreibt lyrische Texte.

Mayer-Flügge, Eva-Maria: In Trutnov/Tschechien geboren, aufgewachsen in Krefeld. Studium der Psychologie und Philosophie, lebt in Bonn.

Moussavi, Gerannaz: *1974 in Teheran. Lyrikerin. Sie lebt im australischen Exil, da ihr erster Spielfilm „My Teheran for Sale“ (2009) sie in Konflikt mit den Zensurbehörden brachte.

Mundt, Barbara: *1950 an der Bergstraße, lebt in Portugal. Lyrik und Kurzprosa in Zeitschriften und Anthologien. „Raubkind“, Roman, Ludwigsburg 2008.

Mundt, Siegfried: *1940 in Wismar, Schiffbauer, lebt in Olhão, Portugal. Prosa-Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. „Vom Verlust der Flügel“, Kriminalroman, Koblenz 1999.

Muric, Dina: *1982 in Montenegro, lebt in Wien. 2010 Literaturpreis „Risto Ratković“ für junge Poeten in Montenegro, Lyrik und Prosa in diversen Literaturzeitschriften.

Payk, Theo: lebt in Bonn, Psychiater und Psychotherapeut in leitenden klinischen und organisatorischen Positionen, Autor diverser Sach- und Fachbücher sowie lyrischer Texte.

Ricinski-Marienfeld, Francisca: *1943 Tupilati/Rumänien, lebt in Bonn. Journalistin, Redakteurin, Mitherausgeberin, Übersetzerin, Mitglied im VS und PEN. Zahlreiche Veröffentlichungen, Autorin von Lyrik, Kurzprosa, Dreh- und Kinderbüchern, Theaterstücken, Essays, Interviews, Fotocollagen. 2008: „Zug ohne Räder“, lyrische Prosa, zweisprachig.

Ronald Augusto: Porto Alegre/Brasilien. Dichter, Musiker, graphischer Künstler und Literaturkritiker. „No Assoalho Duro“, 2007. Mitherausgeber der Website www.sibila.com.br.

Roye, Steffen: Mitglied der Dresdner Autorengruppe „TexTour“. 3. Platz beim Literaturpreis Prenzlauer Berg 2007. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. „Die Hoffnung fährt schwarz“, München 2010.

Saul, Horst: *1931 in Hennef/Sieg, lebt in Ahrweiler. Arzt. Lyrik, Kurzprosa und Essays in Einzelveröffentlichungen und Zeitschriften. 2003 Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften und Künste in Oradea, 2005 Internationaler Lyrikpreis in Jasi, Rumänien.

Schmincke, Susanne: *1955 in Northeim, Zahnärztin in Koblenz, schreibt Kurzprosa, Mitglied der Autorengruppe „Brückenschreiber“.

Schröder, Saza: *1946, Hamburg. Malerin, Lyrikerin. Lesungen, Ausstellungen, Kabarett mit Lyrik und Liedern. „Giftgrün und Libidorot“, Gedichte, Lübeck 2001. Literaturpreis der Otto-Friedrich-Universität Bamberg „Fragmente 2000“.

Staben, Milo

Tosin, Johannes: *1965 in Klagenfurt, Maschinenbauingenieur und Exportkaufmann in Pörschach. Lyrik, Prosa, Hörspiele in Zeitschriften und Anthologien.

Walz, Georg: lebt in Wolfratshausen. Veröffentlichungen in Fach- und Literaturzeitschriften.

Weimar-Mazur, Werner: *1955 in Weimar. Lebt seit 1992 bei Freiburg im Breisgau. Lyrik und Prosa in Zeitschriften und Anthologien. „Tauch ein“, Gedichte, Waldkirch 1995.

Wesemann, Anke: *1954 in Hamburg, studierte Informatik, Germanistik und Soziologie.

Willée, Gerd: *1946, Kommunikationswissenschaftler, lebt in Bonn.

winter, eje: *1941, Dichterin, lebt in Bonn. Literarische Veröffentlichungen im In- und Ausland. „blattgold ein übern andern tag. lettres poétiques 1995-2002“, Ludwigsburg 2010.

Wir danken allen Förderern und
Inserenten des DICHTUNGSRING



www.sparkasse-koelnbonn.de

„ Natur erleben und von ihr lernen.
Unsere Zooschule bringt unseren Kindern
Tiere und Umwelt näher. “

Theo Pagel,
Direktor des Kölner Zoos

Unser Engagement für Bildung.
Gut für Köln und Bonn.

 Sparkasse
KölnBonn

Bei Theo Pagel steht Lernen täglich auf dem Programm. Als Direktor des Kölner Zoos sorgt er dafür, dass möglichst viele Kinder und Jugendliche die Vielfalt der Tierwelt kennenlernen. Zum Beispiel in der Zooschule. Auch wir von der Sparkasse KölnBonn finden es wichtig, dass alle Menschen in der Region vielfältige Chancen auf Bildung erhalten. Darum fördern wir Aus- und Weiterbildungsprojekte in Köln und Bonn: Im Kölner Zoo ebenso wie durch unseren Sparkassen-Schulservice, durch die Angebote unserer Stiftungen und nicht zuletzt durch das Odysseum, in dem Wissenschaft und Technik zu spannenden Abenteuer für Groß und Klein werden. Bildung ist wichtig für jeden von uns – und für die Zukunft unserer Region! **Sparkasse. Gut für Köln und Bonn.**

Drucken: Mit Farben arbeiten, Ideen auf Papier bringen,
Kunden Produkte näher bringen, optische Eindrücke schaffen,
etwas in der Hand haben, dauerhafte Werte schaffen, der
Welt etwas mitteilen, Anschauliches liefern, für sich werben.



Hier können Sie
Papier
noch in die Hand nehmen.

Druckerei Gerhards GmbH

In den Wiesen 22 · 53227 Bonn

Phone: (0228) 94682-0 · Fax: (0228) 94682-82

info@druckerei-gerhards.de · www.druckerei-gerhards.de





ZAHNARZTPRAXIS

Dr. Susanne Schmincke

Wir kümmern uns um Ihre

ersten

zweiten

und dritten Zähne!

Pfarrer-Kraus-Str. 93
56077 Koblenz
Tel.: 0261/68822
info@dr-schmincke.de





LA CREOLE

Mode für
Individualistinnen

Mode

individuell
naturbewusst
langlebig

aus Leinen, Seide,
Baumwolle, Wolle

Schmuck Accessoires

LA CREOLE

in unmittelbarer Nähe des Beethoven-Hauses

Friedrichstr. 38 • 53111 Bonn • Tel. 0228 • 63 46 65
www.lacreole.de

GEOLUX

Edelsteine und Mineralien



Aus der faszinierenden Welt der schönen Steine finden Sie bei uns:

Kristalle Drusen Trommelsteine Fossilien
Edle Steine in Silber: Anhänger Ringe Ohrschmuck
Ketten aus eigener Kollektion

Öffnungszeiten:

Di – Fr 11:00 – 19:00 Uhr

Sa: 11:00 – 16:00 Uhr

GEOLUX
Edelsteine & Mineralien

Inh. Cornelia Gertz
Thomas Mann Str. 56
53111 Bonn

☎ 0228 – 90 871 90



Ich freue mich auf Ihren Besuch!

Zessibong

Accessoires & Geschenke

Bonngasse 16 - 53111 Bonn

0228 - 98 14 52



Mo-Fr 10 - 19 - Sa 10 - 18

www.zessibong.de

Herzlich willkommen im

ASIA HAUS

SPEZIALITÄTEN

RESTAURANT



Originalgerichte aus Südostasien

Wir haben für Sie täglich geöffnet von
von 11.30 – 14.30
und 17.30 – 23.30
(Kein Ruhetag)

Bürgerstr. 4 • 53173 Bonn-Bad Godesberg

☎ 0228 – 36 83 166

Inhaber: Fam. Nguyen



Die Eule - das Restaurant mit Ambiente am Moltkeplatz
Oststraße 1, 53173 Bonn Bad Godesberg

Unsere Öffnungszeiten:

Di.-So. ab 17:00 Uhr
Montag Ruhetag
(außer an Feiertagen)
warme Küche bis 23:00 Uhr



Reservierungen:

Telefon: 02 28 - 92 39 3000
E-Mail: info@eule-bonn.de

Im Internet zu besichtigen unter:

www.eule-bonn.de

Inhaber: Wolfgang Tonscheck



R I S T O R A N T E

PIZZA CASA

Schultheißgasse 6 • 53177 Bad Godesberg
☎ 0228 / 36 36 75

Mo. – Fr.: 11.30 – 15.00, 17.30 – 23.30
(Küche bis 23.00)

Sa., So. & Feiertage: 11.30 – 23.30
(durchgehend warme Küche)

Liefer- und Mitnahmeservice
Lieferzeiten: von 18.00 – 22.30



Wechselnde Ausstellungen von Künstlern aus der Region

Eiscafé

Edelweiss



Original ital. Eis aus
eigener Herstellung
Täglich frisch!

Inh.: Zanucco

Koblenzer Str. 38 – 53173 Bonn-Bad Godesberg

Tel.: 0228 – 35 32 57

Geöffnet täglich von 9.30 – 22.00

Nicht nur der Blick aus unserem
Wartezimmer beruhigt ...



Dr. Ilona Keller
Zahnärztin
Am Hofgarten 1
53113 Bonn
0228 - 218557

Allee-Apotheke

Cornelia Grigutsch

Baumschulallee 1

53115 Bonn

0228 - 63 77 61

Ihre Apotheke im
Schnittpunkt zweier Alleen



**AMBULANTE KRANKEN-
UND ALTENPFLEGE**



BERG GmbH



**Ihr Kompetenzstützpunkt
für individuelle Pflege
und Beratung in
Bad Godesberg & Wachtberg
Vertragspartner der Kranken- und Pflegekassen**

☎ 02 28 / 9 43 19 70

www.pflegedienst-bonn.de
E-Mail: infopflegedienst-bonn@web.de
Mainzer Straße 112 · Bad Godesberg-Mehlem

Technisches Know-how,
kreative Umsetzung und
termingerechte Fertigstellung



Alles aus einer Hand

- **Tief- und Straßenbau**
- **Pflasterarbeiten**
- **Kanalbau**

- **Planung und Betreuung**
- **Sanierung**
- **Garten- und Landschaftsbau**



Willi Sauer GmbH & Co. KG
In den Siebenmorgen 5 · 56077 Koblenz
T (02 61) 6 10 78 + 6 11 73 · F (02 61) 6 20 69
info@sauer-bauunternehmung.de
www.sauer-bauunternehmung.de

Geranaz Moussavi

Elegie

Für alle dahingegangenen Mütter

O Mond

Hatte ich sie dir nicht anvertraut?

Warum nun allein?

Heute nacht sind wir, ich, der Mond, der Wald, das Haus, allein

Warum hat Gott dich geraubt aus meinem Kindheitsfoto

So dass ich jetzt, vierjährig, in einem Rahmen weine

Komm

Mein Haarband ist aufgegangen

Das Kleid meines Gesichts zerknittert

Nein! Ich glaube diese weißen Strähnen nicht

Erzähl eine Geschichte

Wie weit ist der Gemüsemarkt, dass du nicht kommst

seit Wochen, Monaten?

Ich fürchte mich vor dem Alleinsein

hinter der Scheibe

Komm zurück!

Meine gerahmte Kindheit steht allein im Regal

Wo ist deine Umarmung?

(Übersetzung aus dem Persischen: Dr. Isabel Stümpel)